

Lodzzer Tageblatt

Abonnements für Lodz:
 Jährlich 8 Rbl., halbj. 4 Rbl., viertelj. 2 Rbl.,
 monatlich 67 Kop. pränumerando.
Für Auswärtige:
 Vierteljährlich 2 Rbl. 40 Kop. pränumerando.

Insertionsgebühren:
 Für die Zeitspalt ober deren Raum 6 Kop.,
 für Kleinanzeigen 15 Kop.
 Preis eines Exemplars 5 Kop.
 Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaction und Expedition:
 Dieina- (Bahn-) Straße Nr. 13.
 Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.
 Redaktions-Sprechstunde von 9—12 Uhr Vormittags.

In Auslande übernimmt Insertionsaufträge: Haasenstein & Vogler A.-G., Hamburg, Königsberg i./P. oder deren Filialen.
 In Warschau: Rajchman & Frensdor, Senatorska 18.
 In Moskau: L. Schabert, Petrowka, Haus Sobolow.

MAGASIN de MOSCOU,

15. Petrikauer-Straße 15.

Restaurant Hotel Mannteuffel,
Hustern
 frische Sendung eingetroffen.
Joseph Petrykowski.

Restaurant Hotel Mannteuffel.
 Heute Sonntag, den 8. November:
Diner à 75 Kop.
MENU:
 Schildkrötensuppe.
 Consommé Imperial.
 Escalop de Veau Strogonowsa.
 Zander fritt.
 Hasenbraten.
 Rostbeef.
 Compot — Salat.
 Charlotte à la Marange.

reichhaltiges Frühstücksmenu
 und jeden Donnerstag und Sonntag:
Flaki.

Inland.
 St. Petersburg.
 — In Eisenbahnkreisen ist gegenwärtig viel von einem Project die Rede, das die Bildung einer

Cognac
 von J. & F. Martell,
 direct aus Cognac bezogen, zu Kur-
 zwecken geeignet,
 empfiehlt
 die Wein-, Spirituosen-, Kolonialwaaren- und
 Delikatessen-Handlung von
F. KARWOWSKI,
 317. Konstantiner-Straße 317.
 Für Liebhaber wird gleichzeitig ein
**echter alter Korn-Schnaps
 „Starka“**
 empfohlen. (3—2)

„Gesellschaft der Südbahnen“ zum Zweck hat. Zu solcher Gesellschaft würden folgende Bahnen vereinigt werden: Kasan-Roslow, Roslow-Saratow, Drel-Orjast, Orjast-Tschiryn, die projectirte Linie Pokrowskaja-Uralst und andere für die wirtschaftliche Entwicklung jener Landestheile von der Regierung vorgelegene Zweig- und Zufuhrbahnen. Derwirklichen ließe sich dies großartige Project in der Weise, daß die Linien Roslow-Saratow und Drel-Orjast der Regierung abgepachtet, die Bahn Kasan-Roslow ausgekauft und alle projectirten neuen Linien gebaut würden. Die hierfür nöthigen Kapitalien ließen sich am Pariser Markte beschaffen. — Infolge des letzten Arbeiterschug-Gesetzes wurde die Arbeitszeit für Kinder auf den Fabriken bedeutend eingeschränkt und überhaupt das Arbeiten der Kinder und Unmündigen in sämtlichen industriellen Etablissements zu Ungunsten der Arbeitgeber normirt. Vielen der Letzteren waren diese Gesetzbestimmungen unbequem und, wie die „Ber. Bld.“ berichten, haben von den 685 Industrie-Etablisse-

ments der Heibenz 71 das Arbeiten mit Kindern und Unmündigen ganz eingestellt, so daß 1054 der Letzteren (32pCt. aller auf hiesigen Fabriken arbeitenden Kinder) entlassen worden sind.
Odessa. Das Apanagendepartement vergrößert allmählich seine Weinwirtschaft in Südrussland. Außer den Weinbergen in der Krim erwarb es solche in Bessarabien, um dort die Weinhandlung auf einen guten Fuß zu stellen. Da die Sache mit Erfolg vorwärts geht und unsere südlischen Weine bereits im Ausland, sogar nach Asien verlangt werden, so trifft das Departement gegenwärtig Vorkehrungen, um in Odessa, als in einem bedeutenden Handelszentrum, einen ausgedehnten Handel mit dem in den Gärten des Apanagendepartements gewonnenen Wein zu organisiren. Zugleich wurde beschlossen, eine Agentur in Südrussland zu errichten, um besserartigen Wein dahin zu befördern. Der Exportumsatz von Wein nach Asien und nach Frankreich erreichte in den letzten Jahren die Summe von 85—100,000 Rubel.
Miga. Ueber den Nothstand läßt sich die „Dina Btg.“ wie folgt vernehmen:
 „Noch lauten die Nachrichten aus den Nothstandsgebieten nicht günstig; im Gegentheil, sie schildern die Lage in immer traurigeren Farben, jezt, wo zu der Hungersnoth der Frost und ein vielleicht noch böseher Feind, der Typhus, getreten ist. Mit dem Einbrechen des Winters wird die Möglichkeit, durch Angebot von Arbeit zu helfen, immer geringer und viele Millionen von Menschen werden sich ausschließlich bis zur neuen Ernte auf die Unterstützung der Regierung und der privaten Mithätigkeit angewiesen sehen.
 Unter solchen Verhältnissen ist es ja selbstverständlich, daß jedes Wort, das in dieser Sache an die Öffentlichkeit tritt, immer wieder in erster Reihe in den weiten Nothstandsgebieten im Innern des Reichs gestellt wird. Die Noth ist eben so

groß, daß es nahe liegt, die kleineren Sorgen in nächster Reihe zu übersehen und die gesammte Kraft helfender Nächstenliebe dorthin zu wenden, wo bereits das schredliche Gefolge der Noth, Hungertod und Krankheit, vor Aller Augen seinen Einzug gehalten hat.
 Deshalb, wie lebendig sich auch bei uns bereits die erwachte und angeregte Mithätigkeit äußert kann doch der Mahnruf, nicht nachzulassen, sondern vielmehr die Kräfte immer höher anzuspannen, denn die Noth wächst ja auch immer höher, nicht häufig und bringend genug zu Aller Ohren und Herzen an die weiteste Oeffentlichkeit entsandt werden. Und es haben ja, ebenso wie der Krieg, auch die Zeiten großer Nothstände, das eine Gute, daß sie die im bequemen Alltagsleben nur zu leicht entschlummernden edlen Regungen des Menschenherzens aufrütteln und eine Thatkraft hervorrufen, von welcher sich bei jedes Außergewöhnliche stets beweisende und bejodtelnde Speichbürger Nichts träumen ließ. Es ist eine alte Erfahrung, daß in solchen Zeiten die wachsenden Ansprüche nicht ein Erlahmen, sondern eine stetige Steigerung der Leistungsfähigkeit zur Folge haben. Sagte man beim ersten Erscheinen des Feindes, so weckt der Kampf den Muth, und kommen dann noch neue Schaaren, so begegnen dieselben nicht verminderten, sondern gebornen Kräften.
 Von dieser Erfahrung ausgehend, glauben wir nicht dem Kampf gegen den großen Nothstand im Reich Abbruch zu thun, wenn wir, für's Erste nur leise andeutend, auf die Möglichkeit hinweisen, daß der nahende Winter wohl auch bei uns mehr als sonst die ärmere Bevölkerungsschicht, namentlich den vom Tagesverdienst lebenden Arbeiter, in bedrängter Lage finden dürfte. Besteht auch bei uns kein Nothstand, im Sinne nicht ausreichend vorhandener Lebensmittel, so nimmt doch die Arbeitslosigkeit zu und das ist für den Mann, der morgen darben muß, wenn er heute nichts

Die verborgene Hand.

Kriminal-Roman aus der neuesten Zeit
 von
E. von der Gave.
 (24. Fortsetzung.)
 Hans sah mit erweitertem Blick auf den Sprecher.
 „Das denke ich,“ stieß er aus. „Indeß — daran ist jede Möglichkeit ausgeschlossen. Sie wissen nicht, daß ich diese Nacht noch in See gehen soll!“
 „Ich weiß es, und —“ Der Sprecher stockte.
 „Ja, freilich,“ begann er dann wieder, „das bietet Schwierigkeiten. . . hm, hm, Ihre Sache steht nicht gut, das kann ich Ihnen sagen. Beweise! Das ist es, was uns fehlt. Könnten Sie die Vorgänge jener Nacht darlegen, so wäre das wenigstens eine Handhabe für uns, aber so — hm! — es ist recht trostlos. Wüßten Sie etwas zu erinnern, so könnten wir nachforschen, — denn blindlings glaubt die Behörde nichts, das ist selbstverständlich, — und die Wahrheit vielleicht ermitteln. So — ohne jeden Anhalt — ist uns jeder Faden von vornherein abgeschnitten. . . . Haben Sie vielleicht irgend welchen Verdacht?“
 Hans trat die plötzliche Frage wie ein Schlag vor die Stirn.
 „Einen Verdacht?“ wiederholte er. „Wie sollte ich?“
 „Ist Ihnen nicht aufgefallen, was auf die That Bezug haben könnte?“
 Die Worte rüttelten den jungen Mann wie aus dumpfer Apathe auf.
 „Ich weiß nicht, ob das auf die That Bezug hat,“ hob er leise an, „aber vielleicht ist Ihnen schon bekannt, was sich vor einigen Nächten ereignete. Ich befand mich im Balkonzimmer, ruhelos über das Geschehene. Da beobachtete ich plötzlich

einen Schatten im Garten. Ich mußte wissen, wer das war, und ließ mich an dem Weingeländer hinter der Veranda hinab. Nachdem ich Minuten hindurch vergeblich gelauscht hatte, hörte ich auf einmal eine Thür ins Schloß schnappen und dann sah ich einen Schatten sich nähern. Nach wenigen Sekunden tauchte eine Gestalt vor mir auf. Auf dieselbe zu stürzen und den Unbekannten packen, war das Werk einer Minute. Doch ehe ich mich versah, erhielt ich einen Schlag vor die Stirn. Der nächste Einbringling entkam mir. Aber noch gab ich die Hoffnung nicht auf. Ich folgte ihm, durch den Garten, über den Fluß, — doch früher als ich erreichte er das jenseitige Ufer. Als ich dasselbe gewann, war nichts von ihm zu sehen. In kurzer Entfernung von der Anlegestelle ließ ich auf einen Wächter, dem ich den Fall mittheilte. Wir eilten beide an das Ufer und fanden statt zwei Böte — das des Verfolgten und das meine — nur ein Boot frei auf dem Wasser schwimmend vor, während ich das meine festgekettet zurückgelassen hatte. Mit Mühe nur holten wir es ans Land und fanden, daß es mein Boot sei. Zweifellos hatte der Unbekannte mein Boot benutzt, um das seine frei schwimmende zu erreichen. Ich gab auf des Wächters Rath auf der nächsten Wache sofort alles zu Protokoll und kehrte, halb betäubt, von dem Gefallen, nach Hause zurück. Ob der Tod der Mutter in diesem Ereignis in irgend welcher Beziehung steht weiß ich nicht. Die Recherchen, welche unbedingt in der Richtung angestellt sind, müssen bislang nichts ergeben haben; — bislang aber nichts ermittelt, bleibt der Fall sicher in das tiefste Dunkel gehüllt.“
 „Wer weiß,“ kopfschüttelte der Beamte, „es ist schon manches nach Zahz und Tag herausgekommen, woran der Menschenverstand von vornherein zweifelte. Ihr nächstliches Abenteuer braucht indeß mit dem Hauptdrama in Ihrem Hause in gar keiner Beziehung zu stehen. Es kann vollkommen ein Akt für sich allein sein. Dann fragt es sich allerdings, was der nächste Einbringling in Ihrem Garten wollte, noch dazu, weil er offenbar mit einem besonderen Boote über den Fluß ge-

kommen war. Vielleicht gelingt es, das noch zu ermitteln. Zu dieser Jahreszeit ist jedenfalls ein so später Fahrgeiß auf dem Wasser eine Rarität, wenn es überhaupt ein gemiethtes Boot war, welches derselbe benutzte. . . . Wenn in Ihrem Hause dessen Besuch gegolten haben kann, vermögen Sie nicht zu sagen?“
 Hans verneinte trübe.
 „Wie sollte ich?“ sprach er gepreßt. Es ist für mich ein tiefes Geheimniß, dessen Schleier ich nicht zu lüften vermag.“
 „Haben Sie Ihrem Vater diese nächtliche Begegnung mitgetheilt?“
 „Er glaubt mir nichts, — es wäre zwecklos gewesen,“ antwortete er. „Es bot sich mir auch gar keine Gelegenheit dazu. Mein Vater that — wie Sie vielleicht nicht wissen — einen unglücklichen Fall und mußte in Folge dessen das Lager hüten. Der Arzt gebot größte Ruhe und Schonung. Das Begräbniß schloß vollständig jede Erörterung aus. Und dann kam die Entdeckung, welche allem erst vollends ein Ende machte.“
 „Welche Entdeckung?“
 Der Beamte stellte die Frage kurz, rasch.
 „Ah so, ich vergaß,“ Hans sprach die Worte mit unsäglicher Bitterkeit. „Sie kennen doch nicht den ganzen Abgrund meiner Verkommenheit. Ich darf auch nicht darüber sprechen. Mein Vater will, daß die Schmach seines Hauses vor den Augen der Welt verborgen bleibe und deshalb schickt er mich fort.“
 Des Beamten Blick ruhte durchdringend auf dem Sprecher.
 „Betrifft diese Angelegenheit, um die es sich handelt, nur Sie allein?“ inquirierte er.
 „Ja,“ gab Hans gepreßt zurück.
 „Es handelt sich selbstverständlich um leichtsinnige Streiche welche Sie begingen?“
 „Mein Vater nennt es anders,“ antwortete Hans wider wie zuvor.
 „Und Sie können es mir nicht sagen?“
 Hans schüttelte den Kopf.
 „Mein Vater will die Sache todt geschwiegen

haben,“ sagte er. „So habe ich kein Recht, ihm entgegen zu handeln.“
 „Läuft es auch Ihrem Gewissen zuwider, mir noch einige Fragen zu beantworten, die ich an Sie stellen möchte?“
 Hans sah den Sprecher groß an.
 „Ich weiß es nicht,“ stotterte er. „Fragen Sie!“
 „Nun denn: — in dem Juwelienschrank Ihrer verstorbenen Frau Mutter fehlten zwei Brillantkolliers, welche Ihr Herr Vater als von unschätzbarem Wert bezeichnete. Wissen Sie etwas über deren Verbleib?“
 „Erlaffen Sie mir die Antwort!“ preßte Hans hervor.
 „Dann eine zweite Frage: — was hatten Sie am Morgen nach der Katastrophe in einem Hause der Ratharinenstraße zu thun, in dem ein notorischer Wucherer, Robert Feilscher mit Namen, wohnt?“
 „Woher wissen Sie, daß ich dort war?“ stieß Hans aus.
 „Ich weiß noch mehr,“ fuhr der Beamte fort. „Sie kamen nach einiger Zeit aus dem Hause in förmlicher Flucht wieder herausgestürzt und eilten nach dem Hopfenmarkt, um hier eine Droschke zu nehmen, welche Sie nach dem Wäckerhof fuhr. Sie bezahlten den Kutscher, als Sie den Wagen verließen, und hießen ihn warten, kehrten aber nicht zurück. Sie müßten zugeben, daß das verdächtig aussieht. Fühlten Sie sich verfolgt? Und wenn, warum hofen Sie dann? Was hatten Sie zu verborgen? Und was thaten Sie in jener Stadtgegend, in welcher der Gesellschaftsstand, dem Sie angehören, nichts zu suchen hat? Welche Antwort haben Sie mir auf alle diese Fragen zu geben?“
 Der junge Mann war auf einen Stuhl neben dem Tische niedergesunken. Er hielt sich nicht mehr aufrecht; seine Knie schlotterten ihm, als sollte er darunter zusammenbrechen.
 (Fortsetzung folgt.)

verdient, ein kaum weniger schwerer Nothstand, als der Mangel der Lebensmittel überhaupt. Wir haben derart trüblich tönende Gedanken, wie gesagt für's Erste nur leise andeutend, bereits klingen gehört; sie reden von Arbeitslosigkeit in Fabriken, vom Stocken des Handels und infolge hiervon von Arbeitslosigkeit großer Mengen von Arbeitern. So trübe und laut erklingen diese Klageklagen bei uns noch nicht, wie von Libau her. Riga ist darauf gefaßt und vorbereitet, daß der Handel so gegen das Ende des Jahres in die Ferien geht. Dafür sorgt die Eisdecke auf der Düna und im Rigischen Meerbusen. In Libau dagegen ruht gerade die ruhende Rigische Concurrenz gesteigertes Handels-treiben hervor. Und nun sind dort, wie wir aus einem von dort her ershallenden Klagenruf entnehmen, alle Ausichten auf eine Belebung des Handels für die Campagne 1891/92 gelähmt und erloschen.

Wie gesagt, noch reden wir nicht von einem sichtbaren, wenigstens für uns sichtbaren, Nothstande, aber, ob groß oder klein, in gewissem Grade doch scheint uns ein Rückschlag auch auf unsere heimischen Verhältnisse naturgemäß, und wie Sorglosigkeit und Nachlässigkeit ein im Keim leicht zu bewältigendes Uebel zu verderblicher Größe können anwachsen lassen, so vermag rechtzeitige Fürsorge auch ernst drohende Gefahren zu beseitigen. Daß es bei uns an dieser rechtzeitigen Fürsorge nicht fehle, daß man ohne das Herz für den großen Nothstand im Reich zu schließen, auch für die heimischen Dinge, wo gehörig, die Augen recht offen halte, das ist unser Wunsch, zu dessen Erfüllung diese leise Erinnerung dienen möge.

Witau. Erschütternde öffentliche Ereignisse gehören in Witau zu den Seltenheiten. Es erscheint daher verständlich, daß ein blutiges Drama mit tödtlichem Ausgange, welches unsere Stadtchronik am verflochtenen Sonnabend zu verzeichnen hatte, die gesammte Einwohnerschaft Witaus in hohem Grade erregt hat und daß, nach kleinstädtischer Sitte, der überlebenden Gerichte gar viele curirten. Wir sind von kompetenter Seite in Stand gesetzt, über das in Rede stehende Ereigniß und dessen Vorgeschichte authentische Nachrichten zu geben. Der Feilenhauerjunge J. M. D. . . . trat im Mai d. J. in das Geschäft der an der Wallstraße wohnhaften Witwe A. W. . . . ein. Durch gestittetes Verhalten, durch seinen Fleiß gelang es ihm anfanglich, sich das volle Vertrauen seiner Arbeitgeberin und die Gunst der Tochter derselben zu erwerben, so daß sich ihm die Aussicht eröffnete, Geschäftsführer und Schwiegersohn seiner Principalin zu werden. Doch da trat plötzlich eine Aenderung in dem Betragen D. . . . 's ein; er fing an, sich als Herr zu betragen, betrachtete die Witwe als seine und verjubelte das derselben entnommene Geld mit lustigen Kameraden. Schließlich sah sich die Witwe W. . . . zur Kündigung veranlaßt. Ein Selbstmordversuch D. . . . 's, welcher jedoch verfehlt wurde, war die Folge. Vor etwa 5 Wochen verließ D. . . . Witau, um anderweitig Stellung zu suchen. Da ihm solches aber nicht glücken wollte, kehrte er wieder hierher zurück, und versuchte seine Bewerbungen um das als Kaffirerin in einem hiesigen Geschäft angestellte junge Mädchen wieder aufzunehmen. Mit seinen Bewerbungen bis dahin zurückgewiesen, wo er im Besitze einer festen Stellung an die Gründung des eigenen Herdes denken konnte, scheint er den Plan zur Noth gefaßt zu haben. Als am Sonnabend-Abend nach Schluß des Geschäfts das junge Mädchen nach Hause zurückkehrte, lauerte D. . . . demselben in der Serstraße auf und verfolgte die eilig flüchtende bis zu ihrer Hausthür, wo er drei Revolverkugeln auf sie abfeuerte, von welchen zwei den Arm des Opfers trafen. Als er sah, wie die Verwundete in die schnell geöffnete Thür hineinstürzte, richtete er seine Waffe gegen sich selbst und schoß sich in den Unterleib. Die Verwundung war tödtlich; bereits nach einer halben Stunde verstarb der Unglückliche in Folge innerer Verblutung. Sein zur Verpflegung in das Diakonissenhaus gebrachtes Opfer hat zum Glück keine schweren Verletzungen davongetragen; das junge Mädchen befindet sich außer Gefahr.

Ausländische Nachrichten.

Der große Kurs-Scandal, welcher sich gegenwärtig in Wien und Budapest abspielt, erscheint geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit auf das übermäßige Spiel von Nicht-Sportsmen am Totalisator. In manchen Kreisen des In- und Auslandes ist man in neuester Zeit bemüht gewesen, das Glücksspiel beim Pferderennen überhaupt zu beseitigen. Selbst in Frankreich, der Heimath des Totalisators, machte jüngst die Regierung den Versuch, die Spielmaschine abzuschaffen. Derselbe scheiterte aber an dem Widerstande, welcher von der großen Menge der Befürworter des Totalisators entgegengekehrt wurde. Inzwischen wurden in den beiden Hauptstädten des österreichisch-ungarischen Reiches nach dem Nothstande doch wohl dazu beitragen, dem Wetten am Rennplatz die erwünschte Einschränkung zu verschaffen. Denn hier traten Erscheinungen zu Tage, die ein tiefes Mißtrauen auch an anderen Stellen erregen müssen, als in Wien und Pest, zumal, wie es scheint, die Heranziehung der stattgehabten Betrügereien zur juristischen Abhandlung schwer, wenn nicht unmöglich wird. Wie beim Würfelspiel Waiffe und Hauffe künstlich und systematisch von bestimmten Cliquen hergestellt wird, um das Publikum auszubeuten, so ist es, wenigstens auf den genannten beiden Rennplätzen, auch bei den Rennen förmliche „Ringe“, welche darauf ausgehen, die Renn-Ergebnisse willkürlich und in vorher verabredeter Weise zu regeln, um sich auf Kosten der spielfreudigen Kursewucher zu bereichern. Wie in

Wien und Budapest mag es auch oft genug anderswärts zugegangen sein: Jockey's trafen mit Spielern die Vereinbarung, sog. „Favorits“, d. h. Pferde, auf welche das Publikum ihrer anerkannten Lichtheit und wiederholten Siege wegen hohe Summen zu setzen pflegte, zurückzubehalten, um dadurch Pferde, sog. „Duffers“, an's Ziel gelangen zu lassen, auf welche, weil sie kein Vertrauen einflößten und bisher keine Erfolge erzielt hatten, wenig oder gar nicht gesetzt wurde. Auf diese setzten dagegen die Mitwiffer und Helfer der Jockey's große Summen, welche kolossal durch die Verluste des betrogenen Publikums vergrößert wurden.

Der Rennsport ist seit Jahren kein ausschließlich aristokratisches Vergnügen mehr. Tausende von Menschen finden sich an jedem Rennstage zusammen, um dem interessanten und aufregenden Schauspiel der Wettrennen beizuwohnen. Dagegen läßt sich gewiß nichts sagen. Aber unter diesen Tausenden sind leider Viele, welche nur die Spielwuth herbeigeführt hat. Und das sind keineswegs Diejenigen, welche für Pferde und Rennen berufene Sachverständige sind und auf welche aus diesem Grunde die Wettrennen eine ganz besondere Anziehungskraft ausüben; es sind vielmehr zum größten Theile Leute aus den mittleren Ständen, die ihr in der Woche sauer verdientes Geld dem Spielteufel zum Opfer bringen. „Lurs-Bigerl“ nennt man in Wien solche Narren, die von Pferden und von den Rennen keine Ahnung haben, die sich aber gern mit noblen Passionen aufspielen und es für unerlässlich halten, am Totalisator um Beträge zu wette, welche weit über ihre Verhältnisse hinausgehen. Nicht selten aber wird bei den Rennen auch fremdes, auf verbrecherische Weise erlangtes Geld verspielt. In Berlin ist z. B. wiederholt durch Gerichtsverhandlungen festgestellt worden, daß der Totalisator Viele zu Verbrechern gemacht hat. Comitis und Buchhalter haben die Lederkassen bestohlen, ein Gerichtsvollzieher hat amtliche Gelder unterschlagen, nur um der Spielwuth in Charlottenburg zu fröhnen. Der Gerichtsvollzieher nahm sich das Leben. Fabrikanten mußten den Konkurs anmelden, weil sie, wie sich herausstellte, sehr hohe Summen auf dem Rennplatz verpielt hatten. Welchen Umfang das Spiel am Totalisator angenommen hat und welche Opfer dasselbe fordert, erhält am besten aus einigen statistischen Mittheilungen. Nach den Angaben eines sportlichen Fachblattes wurden im Jahre 1889 an den Totalisatoren des Berliner Rennvereins 27 Millionen Mark umgesetzt, woraus den Unternehmern einschließlich der Eintrittsgelder für den Totalisator-Raum ein Ueberschuß von über 2 1/2 Millionen Mark zufiel. Ein gründlicher Sachkenner, ein preussischer Geheim-Oberfinanzrath, bemerkt hierzu, daß sich das bei den Wettrennen umgesetzte Capital in der Hauptsache aus den Einlagen der weniger bemittelten Volksklassen zusammensetzt. Schon im Jahre 1886 sind an den Totalisatoren in Wien und in der Provinz sechs Millionen Gulden verwettet worden; dabei sind jedoch die meisten Wetten, welche durch die „Buchmacher“ vermittelt werden, nicht mitgerechnet. Bei den „Buchmachern“ handelt es sich zumellen um Summen, welche ein Vermögen bedeuten können. Seit 1886 hat das Witten auf den Rennplätzen in Oesterreich-Ungarn noch bedeutend an Ausdehnung gewonnen. In der ungarischen Reichshälfte hat sich der Umsatz am Totalisator in den Jahren 1885 bis 1889 nahezu verdreifacht; die ausgegebenen „Tickets“ zu 1 fl. vermehrten sich von 42,000 im erfgenannten Jahre auf fast 400,000 im Jahre 1889.

Der englische Staatsmann Sir Charles Dille, den sein bekannter Ehebruchproceß in seinem Vaterlande zu einer gestützten Größe machte und zur Unthätigkeit verdamme, verbringt seine Ruhe mit schriftstellerischen Arbeiten, deren Inhalt größtentheils politische Lagefragen ausfüllen. In der jüngsten Nummer der „Fortnightly Review“, zu deren fleißigsten Mitarbeitern Sir Charles Dille zählt, finden wir einen interessanten Aufsatz aus der Feder dieses Staatsmannes über die gegenwärtige französische Armee und deren Bedeutung für die politische Stellung Frankreichs auf dem Continente. Der Aufsatz ist das Resultat der Beobachtungen, welche Charles Dille als Gast des Herrn Freycinet bei den großen Septembermanövern in Ost-Frankreich zu machen Gelegenheit hatte.

Sir Charles Dille stellt gleich von vornherein die Behauptung auf, daß die militärische Suprematie Deutschlands die seit zwanzig Jahren unbestritten blieb, seit der zweiten Hälfte dieses Jahres im Niedergange begriffen sei. Seit August 1871 bis zum Sommer 1891 anerkannten die kompetentesten Autoritäten Deutschland als die erste Militärmacht der Welt, und als ich im Jahre 1887 entgegen allen anderen Anschauungen behauptete, daß Frankreich ebenso stark sei wie Deutschland, wurde meine Ansicht als ecentrisch bezeichnet und in zahlreichen Kritiken angegriffen. Heute wagt man es aus mehr als einem Grunde nicht, sich über die militärischen Verhältnisse beider Nationen auszusprechen.

Auf die Manöver selbst zurückkommend, sagt Sir Charles Dille weiter: „Das Jahr 1891 hat nach allgemeinem Gefändniß bewiesen, daß der französische Soldat wieder der erste Soldat der Welt geworden ist. Frankreich hat in diesem Augenblicke, da die Republik zwanzig Jahre nach den Bränden der Commune „großjährig“ geworden ist, in den Reihen seiner Armee die Generation, welche am Schluß des Krieges von 1870 zur Welt kam. Man darf sich behaupten, daß all' diese Waffenpflichtigen den festen Willen und den militärischen Geist jener Soldaten besitzen, welche einst dem großen Napoleon auf seinem letzten Feldzuge zwischen Seine und Marne todeskühn folgten. Frankreich selbst ist erstaunt, bis

zu welsch' vollendetem Grade seine Wiedererhebung erfolgt ist.

Die Strapazen, welche der Mannschaft bei den jüngsten Manövern zugemuthet wurden, waren sehr hart. Die Soldaten legten durchschnittlich fünfzig Kilometer täglich, die Cavallerie über 60 Kilometer täglich zurück. Gleichwohl verleugnete sich der militärische Schwung nicht einen Augenblick. Die Zahl der Kranken war sehr gering, jene der Nachzügler fast Null. Besonders überraschte die einfache und frugale Lebensweise der Officiere aller Chargen und Waffengattungen während der Manöver. Sie suchten keinerlei Comfort, führten keine Dienerschaft noch sonstige „Begleitung“ mit.

General Sauffier genießt in den Reihen der Armee eine ebenso unbestrittene Autorität wie der verstorbene Moltke; ein Gleiches gilt vom Kriegsminister Herrn v. Freycinet. Das Commando wird von den Officieren mit großem Verständniß geführt; jeder Officier ist in der Lage, die von ihm commandirten Bewegungen genau zu erklären. Die Verständigung zwischen den einzelnen Corps erfolgte mit Hilfe des Telegraphen und der Belocipeds. Die Intendantur wurde ihrer Aufgabe in ausgezeichnete Weise gerecht.

Die Artillerie, die „erste der Welt“, zeigte sich besonders hervorragend in der Raschheit ihrer Aufstellung und der Eröffnung des Feuers. Material und Haltung der Bedienungsmannschaft sind tadellos.

Das neue Schießpulver gestattet eine bessere Uebersicht des Schlachtfeldes; Alles was glänzt und leuchtet, wie schon von Ferne bemerkt. Das Repetirgewehr Lebel ist „unvergleichlich“. Die Infanterie trug alle Geräthe mit sich, um Deckungen oder Verschanzungen zu errichten; doch machte sie davon keinen Gebrauch; wohl aber bediente sich die Artillerie öfters der Verschanzungen.

Die Disciplin der Truppen ist ebenso gut wie in Deutschland, wenn es auch nicht daselbe Genre von Disciplin ist. Die deutschen Generale than Unrecht, sich auf die Disciplin ihrer Armee mit dem Hinweis auf Frankreich etwas Besonderes einzubilden.

Zum Schluß erklärt Sir Charles Dille, daß das System des „Voltes in Waffen“ trotz der schweren Opfer, welche dasselbe den Nationen auferlegt, dem Frieden ganz besonders zum Vortheil gereiche.

Die bis jetzt eingegangenen Meldungen über die Resultate der amerikanischen Staatswahlen machen die Wahl Flower's (Demokrat) zum Gouverneur des Staates New-York mit einer Majorität von 40,000 Stimmen wahrscheinlich. Zum Gouverneur von Maryland wurde Brown (Demokrat) gewählt. Die Blätter der demokratischen Partei behaupten, die Demokraten hätten auch in beiden Häusern der Legislative der Staates New-York den Sieg davon getragen. Die „New-York Times“ meint, die Majorität Mac Kinley's sei kaum groß genug, um als eine Rechtfertigung der fiscalischen Politik, mit der sein Name eng verbunden sei, angesehen werden zu können.

Tageschronik.

Der Lodger Männer-Gesangverein überbrachte dem Herrn Polizeimeister einen Betrag von 163 Rs. als Spende für die durch den Nothstand betroffenen Gouvernements. Der Herr Polizeimeister übermittelte das Geld dem Präses der hiesigen Abtheilung der Gesellschaft des „Rothem Kreuzes“ Herrn Moskwin, welcher zur Entgegennahme solcher Beiträge seitens der höheren Behörde autorisirt ist.

Selbstmord. Der 15-jährige August Burch erhängte sich vorgestern im Anstaltsorte eines Hauses in Balut.

Feuer. Im Neu-Balut ist vor einigen Tagen ein Wohnhaus und eine Scheune auf dem Grundstück der dortigen Bewohner M. Bednar und L. Jakubica niedergebrannt. Der Schaden beträgt 1000 Rbl.

Mahregeln gegen die Verunreinigung der Flüsse. Im verflochtenen Sommer wurden von dem Medizinaldepartement beim Ministerium des Innern besondere Beamte abkommandirt, um den Grad der Verunreinigung der Flüsse insoweit des Abflusses der verschiednen Fabrikabfälle zu studiren. Aus den gesammelten Daten ist zu ersehen, daß die Mehrzahl der Industrieanstalten ungrachtet der bestehenden Regeln keine besonderen Kanäle zur Ableitung der abfälle haben und dieselben direkt in die nächsten Flüsse leiten, wodurch unter der Bevölkerung, die Flußwasser gebraucht, Krankheiten hervorgerufen werden. Infolge dessen wird nach der „Pyock. Kizna“ eine Reihe von Maßregeln ausgearbeitet werden, um eine weitere Verunreinigung der Flüsse zu verhindern, wobei die Hauptaufmerksamkeit darauf gelenkt werden wird, daß bei den Fabriken besondere Kanäle und Bassins errichtet werden, in welche die Abfälle zu leiten sind. Für Uebertretung dieser Regeln wird eine bestimmte Strafe festgesetzt.

Die Influenza hat in unserer Stadt bedeutende Dimensionen angenommen und ist fast kein Haus von dem unheimlichen Gast verschont geblieben. Die Krankheit tritt mitunter recht böseartig auf und ist sie eine Plage, die nicht leicht genommen werden darf. Unter den Kindern grassirt gegenwärtig in heftiger Weise das Scharlachfieber. Die Annahme, daß die Influenza in unserer Stadt im Erlöschen wäre ist ganz unrichtig. Es werden von ärztlicher Seite täglich neue Erkrankungen konstatiert.

Die Getreidezufuhr zu den hiesigen Wochenmärkten ist sehr unbedeutend. Für Hajer

wurden neulich 3 Rbl. 20 bis 3 Rbl. 55 pro Korze erzielt. Die Preise für Stroh, Heu und Kleie sind seit längerer Zeit unverändert geblieben.

Diebstahl. Im Thorweg der Nahkischen Fabrik lag vorgestern Abend ein zum Wegschicken vorbereiteter Ballen mit Waare. Trotzdem vor dem Thorweg ein Wächter stand, im Thorweg selbst eine Lampe brannte und in den anstoßenden Räumlichkeiten Leute beschäftigt waren, ist es den Dieben gelungen den Ballen aufzuschneiden und Waare im Werthe von 100 R. zu entwenden; und unbemerkt zu verschwinden.

In der Nacht zum 16. November findet wieder eine totale Mondfinsterniß statt, die ihrem ganzen Verlaufe nach zu sehen ist. Die Totalität dauert 1 Stunde 23 1/2 Min., nämlich von 25 Min. nach Mitternacht bis 1 Uhr 48,5 Minuten; die erste Spur des Erbschattens aber tritt schon um 11 Uhr 22,6 Min. auf die Nordseite, während die letzte erst um 2 Uhr 50,9 Min. verschwindet; die ganze Finsterniß dauert also 3 Stunden 29,3 Minuten.

Waneregeln für November. Es friert sehr Sanct Martin, drum will er Feuer im Kamin. — Ist das Brustbein an der Martinsgans braun, wirft Du mehr Schnee als Ralte schau; Ist das Brustbein weiß, o Kamine, bedeutet es mehr Ralte als Schnee. — Allerheiligen — 1. November — kann vor allen Dingen dem Bauer Nachsommer oder Alweibersommer bringen. — Novembertag roth die Felder mit Regen bedroht. — Wenn um Martini Regen sind, dann wird der Winter meist gelind. — Im November langer Schnee, veripricht dem Bauer viel Korn und Kleie. — Hält Sanct Kathrein — 25. November — den Buaenipan trocken, braucht der Ruch nicht hinterm Ofen zu hocken. Sanct Conrad — 26. November — legt mit Dant sich gern auf die warme Ofenbank. — Kommt Martinus mit Winterkält, großer Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, dasselbe meint auch Sanct Andreas — 30. November. Giebt dieser Schnee, thut's dem Rorne weh, daß er im November wässern und juchen soll.

Fünf Stolche drangen vor einigen Tagen in den Laden des David Jakubowicz im Dorfe Blonozna göng ein und pflüchten ihn vollständig aus. Die Ortsbehörde nahm am nächsten Tage eine Revision im Dorfe vor und fand sämtliche gerathene Sachen bei zwei der dortigen Bewohner.

Guch wächst es zu, Guch giebt's der liebe Gott im Schlafe. Wer hinter an Orte kommt, wo Land- und Stadtbewohner mit einander verkehren, etwa auf dem Markte, der wird das eine oder andere obige Wort schon einmal gehört haben. Es erweckt Aufmerksamkeit bei denen, an die es gerichtet ist, und ruft von Mißgunst bei denen, die es ansprechen, denn es soll damit gesagt sein, daß die Landleute bei weniger Arbeit reichen Gewinn haben. Alle in dieser Sache urtheilsberechtigten Stadtbewohner, d. h. solche, die in ihrer Jugend oder im späteren Leben längere Zeit vorübergehend auf dem Lande gelebt haben, wissen, was der Landmann ohne Arbeit hat. Dornes und Disteln, Queckgras und allerhand Unkraut trägt der Acker ohne Arbeit. Auch der Stadtbewohner kann sich davon überzeugen; er braucht nur des Nachbarn Zier- und Blumengarten anzusehen, welcher der pflegenden Hand entbehrt, vielleicht wegen Krankheit des Besitzers oder aus sonst einem Grunde. Wie verwildert sieht es da nach einigen Wochen schon aus! Noch hat die Sonne im Frühlinge oder im Sommer einen niedrigen Stand am Himmel, da wird es schon lebendig auf dem Dorfe. Die Haus- und besonders die Büchlers wollen ihr Futter haben, und das muß ein schlechter Landwirth sein, der nicht seinen Gehilfen, seien es Menschen oder Thiere, um 6 oder 7 Uhr in dem Felde an der Arbeit ist, wenigstens war es früher so und wird wohl auch jetzt noch so sein. Mancher Städter dreht sich um diese Zeit noch einmal im Bette um, um auf der anderen Seite auszuschlafen. Wollen unsere Mittags abfrühen und auch gute Abend eine Fuhr mehr holen, denn es könnte morgen regnen, sagt der brave Ruch zur Zeit der Heu- oder Kornerte zu seinem Herrn, der ihn fragend ansieht, ob Menschen und Thiere ein „Neh“ von Arbeit aushalten können. Wie freuen sich die Landleute im Frühlinge über die lippig grünenden Saaten, im Sommer über die wogenden Kornfelder und später über das goldgelbe Aehrenmeer. Sie rechnen wohl im Stillen — jeder wirtschaftliche Mensch soll rechnen — wie viel ihnen werden kann, wenn Alles in Scheune und Keller sicher geborgen ist; doch nicht wie manche Procentmänner in der Stadt. In den Gründjahre nach 1870 hatten einige Landleute die Freude an der Arbeit verloren, sie verkauften, vielleicht auf Veranlassung ihrer Verwandten oder Bekannten in der Stadt, ihr Landgut und zogen in die Stadt. Ob sie Alle wohl daran gethan haben, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß sich einige zurückzuehen, und bei Andern die Mehreinnahme in der Stadt kein Segen für sie wurde. Jetzt wird bei eintretender Steigerung der Lebensmittelpreise unbefangener und vorurtheilsfreier die Arbeit des Landmannes und Verkäufers im Allgemeinen geschätzt. Neulich war ich Zeuge, daß eine Einkäuferin, der eine Reihe Pflanzen für 25 Kop. noch zu viel war, von einer Bäuerin mit den Worten abgefaßt wurde: „Meinen sie denn, daß das Abpflücken und Herausschaffen in die Stadt keine Arbeit ist? und hat nicht auch der Baum oder der Boden, auf dem er wächst, seinen Werth? Was diese Ailen wollen? — Zur ruhigen Ueberlegung und gegenseitigem Anerkennen ehrllicher Arbeit wollen sie rathen. Wenn der Landmann bei seiner Arbeit uns tägliche Brod mehr kraut aufwendet, als andere Berufsclassen, so geschieht dies in frischer gesunder Lust. Das ist neben der Freude über die Arbeit ein Erlaß. Dazu kommt noch, daß von Landleuten ein geringer Procentfuß da anzutreffen

ist, wo Nervenschwäche und Kranke aller Art zu finden sind. Und das ist doch auch etwas werth!

— Im Victoria Theater kam neulich eine Novität u. z. „Die Braut von Poteaux“ Operette von Audran zur Aufführung. Der Text entbehrt nicht des Witzes, die Musik ist einfach, aber gefällig. Die Darsteller waren sämmtlich am Platz und ernteten reichen Beifall.

Neueste Post.

Petersburg, 5. November. Gestern Abend fand beim Dirigirenden der Reichsbank eine Konferenz statt, an welcher die Directoren der hiesigen ersten Privatbanken theilnahmen, um die Maßnahmen, welche anlässlich der bebrängten Lage unseres Geldmarktes zu treffen sind, zu berathen. Heute erklärt die Reichsbank im „Reg.-Anz.“, daß es nicht wahr sei, daß sie die Verabfolgung von Darlehen auf Werthpapiere eingestellt habe, sondern sie gewähre solche Darlehen nach wie vor auf allgemeiner Grundlage.

Woronesh, 4. November. Vom August bis gegenwärtig wurden in der Umgegend von Woronesh wegen Futtermangel über 5000 Pferde zum Abledern getödtet. Das Füttern des Viehs nimmt zu und sind an den Marktagen die Plätze mit Rind- und Lammfleisch des abscheulichsten Aussehens überfüllt.

Lambow, 4. November. Die Konferenz der Landhauptleute unter Betheiligung des Gouverneurs und des Kreis-Abelmarshalls stellte die äußerste Noth der bäuerlichen Bevölkerung fest und schloß sich dem Beschluß der Lambowischen Kreis-Landchaft bezüglich eines Verpflegungs-Anlehens an.

Wladimiroff, 4. November. Heute bei Tagesgrauen wurde die Hinrichtung der drei Mörder des französischen Marineoffiziers Rosselkau vollzogen.

Telegramme.

Breslau, 6. November. Große Beunruhigung erregt in Lauban die Entdeckung, daß die schlesische Gebirgsbahn bei Lichtenau durch Bergwerkstollen heimlich untergraben ist. Die Untersuchung ist eingeleitet.

Wien, 6. November. Zur Feier der Vermählung der Erzherzogin Luise von Toskana mit dem Prinzen Friedrich August von Sachsen treffen am 18. die sächsischen Majestäten und die Mitglieder des sächsischen Königshauses in Wien ein; am 19. erfolgt die Renunziation der Braut, am 21. findet die Vermählung in der Pfarrkirche der Hofburg statt; Nachmittags reisen die Neuvermählten nach Prag.

Prag, 6. November. Wie die Prager „Politik“ meldet, erhob der Magistrat von Reichenberg gegen den Herausgeber und verantwortlichen Redakteur der „Politik“ sowie gegen den böhmischen Volksschullehrer Fuchs in Reichenberg gerichtliche Klage wegen Herabwürdigung der Gemeindebehörden.

Paris, 6. November. Die Zahl der auf der Seite des Erzbischofs von Alg., Gouthé Soulard, stehenden französischen Bischöfe beträgt nur 32, also ein Drittel des ganzen Episcopats Frankreichs.

London, 6. November. Ein von Bombay abgegangener Eisenbahnzug mit britischen eingeborenen Soldaten entgleiste in der Nähe von Nagpur. Fünf englische Soldaten und fünf Mann vom Zugpersonal wurden getödtet, 31 englische und vier eingeborene Soldaten wurden verletzt. Der Oberbefehlshaber der Truppen der Bombayer Präsident.

sch oft mit dem Stab war ebenfalls auf dem Zuge, blieb aber angeblich unverletzt.

Brüssel, 6. November. Der Staatsanwalt Willemaers hat durch ein Rundschreiben die Polizeikommissare Brüssels und der Vorstädte angewiesen, ein Verzeichniß sämmtlicher Zuhälter ausländischer Nationalität behufs deren Ausweisung einzureichen.

Angekommene Fremde.

Grand Hotel. Herren: Mieszkowski, Marinowski und Pechkranz aus Warschau. — Zweig aus Berlin. — Dufranc aus Sosnowice. — Rohen aus Riga. — Schuster aus Werdau. — Malinowski aus Petersburg. — Overhoff aus Mählenheim.

Hotel Victoria. Herren: Ploczynski und Lipski aus Warschau. — Schuster und Fröhlich aus Werdau. — Gabryelski aus Bolkowo. — Muzyńska aus Kalinow.

Hotel Mannteufl. Herren: Majerowin und Markuzy aus Warschau. — Forster aus Charlottenburg. — Müller aus Ludwigshafen. — Straube aus Riga.

Hôtel de Pologne. Herren: Laszki und Zwolski aus Warschau. — Bobakowski aus Pabianice. — Chrzanowski aus Szyncio.

Getreidepreise.

Warschau, den 4. November 1890.

Weizen.		Roggen.		Hafer.	
von	—	von	—	von	—
Fein	138	125	95	88	83
Mittel	131	127	100	98	87
Ordinar	—	—	—	—	—
Fein	—	—	—	—	—
Mittel	—	—	—	—	—
Ordinar	—	—	—	—	—
Fein	—	—	—	—	—
Mittel	—	—	—	—	—
Ordinar	—	—	—	—	—
Gerste	—	—	—	—	—

Coursbericht.

Paris, den 7. November 1891.		Warschau, den 7. November 1891.	
100 Rubel =	202 Fr. 25	100 Rubel =	208 Fr. 40
London	202 Fr. 25	London	49 27/8
Berlin	—	Berlin	99
Brüssel	—	Brüssel	90
Amsterdam	—	Amsterdam	85
St. Petersburg	—	St. Petersburg	85

Heinrich Schwalbe,

Lodz, Petrikauerstraße 784 (51),

empfiehlt zur bevorstehenden

Winter - Saison:

Wollene Tücher, Shawls, Capotten, Chenille - Shawls, Chenille - Capotten in großer Auswahl zu Fabrikspreisen.

Winter - Handschuhe:
Glacé - Handschuhe mit Flanell gefüttert und Pelzbesatz.
Wollene Handschuhe in großer Auswahl zu Fabrikspreisen.
Tricot - Handschuhe in Wolle und Wolle gefüttert.

Tricot-Tailen in großer Auswahl.
Rein wollene Herren-Hemden, Damen-Hemden, Jacken, Beinkleider, Socken, Strümpfe, gestrickte Herren- und Damen-Westen, Unterröcke etc. etc.
Kniewärmer, Leibbinden.
Wollene Schlafdecken.
Alleinverkauf der Julius Panzer'schen Fabrikate zu Fabrikspreisen.
En-gros & En-detail.

Reichste Auswahl in **Cravattes** zu niedrigsten Preisen.
Herren-Oberhemden, Nachthemden, Unter-Beinkleider etc.
Große Auswahl in **Leinenkragen u. Manchetten** neuester Fagons.
Heinrich Schwalbe, Lodz, Petrikauerstr. 784 (51)

Lodzer Thalia-Theater.
Sonntag, den 8. November 1891:
Erstes Gastspiel des Herrn Gustav von Fischer,
Director des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg.
Zum 1. Male:

„Der Königsleutenant“
Lustspiel aus Goethe's Jugend in 5 Akten von Carl Guklow.
Graf Thorane Herr von Fischer als Gast.
Die Theater-Kasse ist Vormittags von 10—1 Uhr und Nachmittags von 4—6 Uhr geöffnet.
Anfang der Vorstellung präcise 1/8 Uhr.

Dienstag, den 10. November 1891:
Zweites Gastspiel des Herrn Gustav von Fischer
in der Novität!
„Das zweite Gesicht“
Lustspiel in 4 Akten von Dr. Oscar Blumenthal.
Gustav von Fischer a. G.
Die Direction des Thalia-Theaters.

Concerthaus.
Heute Sonntag, den 8. November 1891:
Großer Tanz - Abend.
Musik der Kapelle des 37. Infanterie-Regiments, unter Leitung des Kapellmeisters Herrn Dietrich.
Anfang 7 Uhr Abends.

Wiener Saal,
Montag, den 9. November 1891:
SCHWEIN-SCHLACHTEN
Vormittags Wellfleisch,
Abends frische Wurst mit Sauerkraut,
wozu ergebenst einladet
H. Prawitz.

Lodzer
VICTORIA-THEATER
Sonntag, den 8. November d. J.
Novität!
Zum 2. Male:
Die Braut von Verts-Porteaux.
Operette in 3 Akten von E. Audran.
Polnisch von M. Winkler.
Hauptrolle: Frau Bronkowska.
Länge:
Menuet, Matrosentanz und Quadrille.
(Neue glänzende Ausstattung.)

Eine dunkelgraue dän. Dogge
auf den Namen „Mingo“ hörend hat sich verlaufen und erhält der Wiederbringer angemessene Belohnung bei
Gustav Lorenz,
Petrikauer-Strasse.

Riesen-Aale,
Kieler Sprotten,
Kieler Bücklinge,
Pommer'sche Fludern,
Frischen Lachs, geräuchert,
empfiehlt
J. HARTMANN,
Petrikauer-Strasse Nr. 532 (103).



Helenenhof.
Heute Sonntag, von 3 Uhr Nachm. ab im Saale
CONCERT
der Theater-Kapelle.
Entree 20 Kop.,
Kinder 10 Kop.
J. Nissel.

Die Verwaltung
des Vereins zur gegenseitigen Unterstützung der
Commis der Stadt Lodz
beehrt sich hiermit zur Kenntniß zu bringen, daß am Sonnabend, den
16./28. d. Mts. im Concerthause für die Mitglieder des Vereins,
deren Familien und eingeführte Gäste ein
Tanz-Abend
mit vorhergehendem

Dilettanten-Concert
stattfinden wird.
Eintrittskarten werden von Montag, den 23. d. Mts. ab
täglich von 1 1/2—2 1/2 Uhr Nachmittags und von 9—10 1/2 Uhr Abends
in der Kanzlei des Vereins verabfolgt. (5-1)

Original-Amerikanische
Strickmaschinen,
ganz neu, geeignet für Strümpfe, Socken
und Handschuhe, sind billig zu verkaufen.
Wo? sagt die Exped. d. Bl. (3-1)
Dr. E. Czekański,
empfängt speciell mit Haut-, Frauen-
und geheimen Krankheiten Bes-
haftete, Petrikauerstr. Nr. 39, gegenüber
der Apotheke des H. F. Müller. (15-1)

Wegen Aufgabe des Geschäftes
werden sämtliche gut gearbeitete
Möbel,
sowie Hobelbänke und
Werkzeuge billig verkauft.
Hochachtungsvoll
G. Walter,
3-1) Wschobniastraße Nr. 44.

Die Direction d. Credit-Vereins
der Stadt Lodz
bringt gemäß § 22 des Vereinsstatuts
hiermit zur allgemeinen Kenntniß, daß
auf folgendes Immobilien-Anleihe ver-
langt wurde:
Unter Nr. 50 an der Zachobnia-
Straße gelegene, Julius Cylke gehörige
Immobilium, ursprüngliche Anleihe von
Rs. 30,000.
Alle Einwendungen gegen Ertheilung
der verlangten Anleihe wollen die Ver-
einsmitglieder im Laufe von 14 Tagen
vom Tage der gedruckten Bekanntmachung
vorlegen.
Lodz, den 26. Okt. (7. Nov.) 1891.
Für den Präses, Direktor R. Finster.
Bureau-Director: A. Rosicki.

Ich beehre mich hiermit meinen ge-
ehrten Kunden anzuzeigen, daß ich einen
großen Transport von
**Garnitur, Kaisermäntel und
Paletotstoffen,** sowie verschiedene
**Schüler-Tücher, Chinell- und
Wurken-Stoffen** erhalten habe und
empfehle dieselben zu äußerst billigen Preisen.
3-2) Hochachtungsvoll
G. Rimpel.
Dzielna- (Bahn-) Straße 501.

Beilage zu Nr. 256 des Podzer Tageblatt

Ausländische Nachrichten.

— Die Politik in Ungnade. Unter dieser Ueberschrift bringen die „Augsburger Neuesten Nachrichten“ den nachstehenden, von den „Hamb. Nachr.“ reproducirten Artikel:

Nicht geringes Aufsehen erregt in politischen Kreisen die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen dem Kaiser und Helmholz. Der Kaiserliche Brief auf Bismarck, der eben noch durch ein herzliches Handschreiben der Kaiserin Friedrich ausgezeichnet wurde, ist deutlich und auffallend. Es wird auch nicht an solchen fehlen, die ihn mit Schadenfreude begrüßen. Zu diesen werden wir uns jedenfalls nicht gesellen, und zwar nicht, weil wir Herrn Bismarck und seiner Richtung besonders grün gesinnt wären, sondern weil uns scheint, daß hier ein Prinzip zu wahren ist, auf welches ein gut Theil unseres Staatslebens, Entwicklung und seiner Höhe sich gründet. Ihr stets den reinsten und höchsten Idealen nachstrebender Geist ließ in seinem hohen Fluge alles Getriebe von Politik und der damit verbundenen Parteilungen weit hinter sich zurück. Was heißt es, wenn von der höchsten Stelle so verächtlich über Politik und politische Parteien gesprochen wird, von der höchsten Stelle, die ihrer Natur nach selbst mit Politik nicht wenig zu thun hat und in ihrem heutigen Inhaber auch dem Parteileben nicht ganz fern geblieben ist. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung ist die Politik, wenn nicht die würdigste, so doch eine sehr würdige Beschäftigung für Erwachsene, giebt sie selbst dem wissenschaftlichen Streben und dem hohen Fluge eines dem Ideale zugewandten Geistes, der übrigens auch in ihr, wenn wir uns der Jahre 1813 und 1870 recht erinnern, zuweilen eine Rolle gespielt haben soll, an Bedeutung für die Menschheit und deren Aufwärtsbewegung nichts nach. Ohne Politik, wo wären heute Kaiser und Reich? Und auch das Getriebe der Parteilungen dürfte nicht ohne jedes Verdienst an Weiden, an der Schaffung und dem Ausbau des Reiches, an seiner Sicherung nach außen und innen sein. So, wir könnten uns eine Möglichkeit denken, wo unter unseren staatlichen Factoren den Parteien ein sehr großes Verdienst in dieser Hinsicht zukommen könnte, z. B. wenn sie es in ihrer nationalen Bestandtheile mit ihrer Aufgabe, an den Maßnahmen der Regierung eine offene, unter Umständen auch eine scharfe Kritik zu üben, etwas ernster nähmen als das seit der Entlassung des Fürsten Bismarck leider der Fall war. Gerade der nationalen Parteien Pflicht wäre es schon öfter gewesen, sei es im Parlament, sei es in der Presse, warnend und protestirend ihre Stimme zu erheben, insbesondere auch gegen gewisse entscheidende, aber nicht gerade wohl überlegte Wendungen, die von unserer auswärtigen Politik eingeschlagen worden sind, und die ebenso natürlicher wie bedauerlicher Weise zu einer empfindlichen Verschlechterung unserer auswärtigen Lage und Machtstellung, wie der Demoralisirung des Friedens geführt haben. Es gewinnt den Anschein, als ob unsere nationalen Parteien in kurzem Gelegenheit erhalten sollen, diese bisher von Wenigen erkannte und von noch Wenigern geübte Pflicht zu erfüllen. Die Minister „A. Z.“ erhielt nämlich aus parlamentarischen Kreisen Mittheilungen, welche eine Erörterung der auswärtigen Politik und ihrer verantwortlichen Leitung im Reichstage in sichere Aussicht nehmen. Eine ähnliche Ankündigung wurde schon in dem vorgestern von uns abgedruckten Artikel der „Hamb. Nachr.“: „Zur Entlassung des Fürsten Bismarck“ gemacht. Auch die „A. Z.“ bringt ihre Nachricht in Zusammenhang mit dem letzteren Geschehen. Daraus ist wohl zu schließen, daß der Kritiker unserer gegenwärtigen Politik kein Anderer sein wird, als — Fürst Bismarck. Daß er ein Berufener ist, dürfte wohl selbst seine Feinde nicht bestreiten, wenn sie auch über die Gefährdung des Ansehens der Regierung sich sittlich entrüsten werden, die in einer Belandung der von ihr gemachten Fehler liegen soll. Wir unsererseits halten es für weniger empfehlend, diese „patriotisch“ zu beschönigen, als sie wieder gut für die Zukunft unmöglich zu machen. In diesem Sinne aber muß zweifellos die in Aussicht gestellte Erörterung wirken. Die Berliner Regierung hat gerade heute nichts nöthiger als Kritik und Wahrheit. Beide sind ihr schon zu lange Zeit in höchst ungenügenden Dosen verabreicht worden. Zu lange hat in einflussreichen politischen Kreisen und Parteien das Schranzenthum über die Politik geherrscht. Das scheint jetzt nützlich, wenn auch nicht angenehmer Weise, anders werden zu sollen. Hoffentlich findet dieser Anschein seine Befestigung und wird die Befestigung nicht wieder dementirt, wie es leider schon wiederholt mit Ankündigungen, welche den Eintritt des Fürsten Bismarck in den Reichstag betrafen, geschehen ist. Man wird dann in Berlin bis zu den allerhöchsten Stellen hinaus die Entbedung machen, daß auch das „Getriebe der Politik und der damit verbundenen Parteilungen“, wohl fähig ist eines hohen Fluges, den man früher schon mehrfach an Weiden beobachtet hat. In den letzten anderthalb Jahren

allerdings weniger. Ist es vielleicht diese resignirte Erkenntniß, welche das sonst schwer verständliche und noch schwerer zu verteidigende kaiserliche Wort verurteilt hat?

— Ueber die Zustände in Frankreich schreibt das „Leipz. Tagbl.“: Seit dem Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeit hat die Regierung in Frankreich eine Reihe von Erfolgen errungen, den größten auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Ribot hat es verstanden, die Steine, welche ihm die Abgeordnete Delafosse in den Weg rollten, unschädlich zu machen und die Kammer davon zu überzeugen, daß die französische Politik in Egypten, Marokko und in Italien richtig gehandhabt worden sei. Aber diesen Erfolgen steht eine Mißstimmung feindselig gegenüber, deren Gegenstand die Amtsführung der Minister des Innern und der Justiz ist. Constans hat sich durch sein thatkräftiges Auftreten gegen Boulanger und durch die straffe Führung der Polizeigewalt die Boulangeristen und Socialisten zu unveröhnlichen Feinden gemacht, und Fallières hat sich einen Theil dieses Hasses zugezogen, weil er als Justizminister den Gesetzen im Einverständnis mit Constans die Anerkennung sichert. Durch die Anklage gegen den Erzbischof von Metz hat er sich mit der Rechte verfeindet, und nun steht die Sache heute so, daß die äußerste Linke in Streitfällen gegen die Regierung stimmt, und die Rechte sich der Abstimmung enthält. Hätte die Rechte gegen die Regierung gestimmt, wie es ihrer Meinung entsprach, dann wäre der Sturz des Ministeriums erfolgt.

Man ersieht aus dieser Abstimmung, wie wandelbar die öffentliche Meinung Frankreichs auch unter den heutigen Verhältnissen ist. Die Ursache der Zurückhaltung der Rechten in diesem Falle ist die Reorganisation der Armee in Verbindung mit der auswärtigen Politik, abgesehen davon ist das Verhältnis der Rechten zur republikanischen Regierung trotz aller veröhnlichen Erklärungen noch heute gespannt, und die Unterwerfung unter die republikanische Staatsreform ist nicht ernst gemeint.

Das Streben vieler Personen, eine Rolle zu spielen, ist die eigentliche Ursache der Opposition in Frankreich, und zwar dort noch in höherem Grade als anderswo. Clemenceau hat die Interpellation Roches benutzt, um dem Ministerium Freycinet den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Die Begründung dieser Handlungsweise ist seltsam, er macht der Regierung den Vorwurf, daß sie ihr Versprechen, die sociale Frage zu studiren, nicht eingelöst habe, und erklärt deshalb den mit ihr geschlossenen Vertrag als gelöst. Man vergegenwärtige sich, daß Roches die Freilassung eines Verurtheilten verlangt, nicht weil er unschuldig, sondern weil er der socialistische Candidat des Norddepartements für die Abgeordnetenkammer ist. Die sociale Frage studiren, ist also für Herrn Clemenceau gleichbedeutend mit Straflosigkeit für die Socialisten, mögen sie durch Aufregung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt auch das Höchste geleistet haben. Roches'or drückt diesen Gedanken in noch schrofferer Form aus, indem er den Kampf der anständigen Leute gegen Mörder unter Berufung auf Boulanger verflucht.

Man sollte meinen, daß Boulanger durch seine Flucht nach Brüssel im entscheidenden Augenblick und durch seinen Selbstmord, welcher ihn vor der Schmach einer Anklage wegen Verrathes gerettet hat, der Verherrlichung durch seine ehemaligen Freunde entzogen worden wäre. Weit gefehlt, Roches'or spricht in seinem Aufruf zur Gründung eines Vereins der Intransigenten und Socialisten von dem Tode Boulanger's als von einem schmerzlichen Ereigniß, durch das man sich nicht einmüßigen lassen dürfe. Nun, das Bündniß Clemenceau-Roches'or-Boulanger läßt nichts an Abenueerlichkeit zu wünschen übrig, aber darum ist es nicht minder eine Thatsache, welche der gegenwärtigen Regierung Frankreichs gefährlich werden kann.

Wir haben alle Achtung vor der Befinnung eines Carnot, vor der Thatkraft eines Constans, vor dem Gerechtigkeitsgefühl Fallières', aber wir erheben aus der Abstimmung vom 31. October, daß die Zustände Frankreichs heute noch sehr viel an Stetigkeit und Festigkeit zu wünschen übrig lassen.

— Ueber ein Kanonenjeder schreibt die „Wiener Allg. Ztg.“:

Nun man von dem überhaupt vorhandenen Männermateriale so ziemlich Alles in den allgemeinen Wehrdienst einbezogen hat, was nicht entschieden bereits zum alten Eisen gehört, und auch bei der Um- und Auswechslung der Schießgewehre und bei der Verbesserung und Vervollkommnung des Calibers so weit gegangen ist, daß eine weitere Verringerung des letzteren die Schießgewehre zum Spielszeug machen würde, ist man zur angenehmen Abwechslung auf die Kanone verfallen, der man seit etwelchen Jahren einige Ruhe gelassen. Ein wahres Kanonenjeder ist plötzlich bei uns und in Deutschland ausgedröck; kein Kanonenjeder im gebräuchlichen Sinne des Wortes, kein Scharfjeder vor, vielmehr ein Schnitzjeder nach Kanonen. In Deutschland ist der Anfall ein sehr heftiger. Wie die „Kölnische Ztg.“ berichtet, wolle man in den nächsten Reichshaushalt als einmalige Ausgabe zur Verbesserung und Ergänzung des Artilleriematerials insbesondere zur Einführung eines Einheitsgeschosses

eine geringere Summe als 110 Millionen Mark einstellen. Wenn „Magyar Hirlap“ gut berichtet ist, hat man auch bei uns ähnliche Aspirationen. Man beabsichtigt schon am 1. Januar 1892 die auf dem herabgesetzten Friedensstande befindlichen Batterien bis zur Höhe des Friedensstandes zu ergänzen. Hierzu bedarf es der Anschaffung von 84 neuen Kanonen. Ueberdies wolle man 42 neue Batterien errichten, braucht also weitere 168 Kanonen. Aus diesen 42 Batterien, vereint mit den auf den vollen Friedensstand zu ergänzenden Batterien des herabgesetzten Friedensstandes, ferner mit 28 von den Stamm-Artillerie-Regimentern loszulösenden Batterie-Divisionen, will man 42 Batterie-Divisionsregimenter bilden. Runde Löcher, um die man Metall schließt, sind bald gefunden; Eisen, Stahl, Bronze sind in ausgiebigeren Schichten vorhanden als lebendiges, intelligentes Menschenmaterial. Kanonen kann man ad libitum erzeugen, wenn man nur über das nöthige Geld verfügt, und solches Geld findet sich bei uns bekanntlich immer. Aber woran es gebricht, das sind Artillerie-Officiere in genügender Zahl, deren haben wir selbst für die Artillerie in ihrem gegenwärtigen Bestande zu wenig. Die Kriegsverwaltung will sich nun damit helfen, daß sie die Reserveofficiere einlabet, sich activiren zu lassen, und ihnen die erforderliche Prüfung möglichst leicht macht. Ist das wirklich ein seinem Zwecke entsprechender Zuwachs?

Bunte Chronik

— Die fallite Firma Hirschfeld u. Wolff besteht auf dem hiesigen Plage seit dem Jahre 1827, also seit 64 Jahren, und besitzt eine gleichnamige Schwesterfirma in Posen seit 1861. In den vierziger und fünfziger Jahren war das Bankhaus Hirschfeld u. Wolff eines der reichsten und ersten von Berlin. Die damaligen beiden Inhaber, Commerzienrath Hirschfeld und Geh. Commerzienrath Wolff, hinterließen ein sehr bedeutendes Privatvermögen, welches jedoch schon in dem zweiten Geschlecht den Weg alles Irdischen gegangen war. Der Sohn des Erstgenannten, der fast in allen Großstädten Europas damals bekannte Lebemann James Hirschfeld, starb vor etwa zwölf Jahren ohne jedes Vermögen, nachdem er weit mehr als eine Million Thaler verpraßt hatte. Der Sohn des zweiten Inhabers, Herr Commerzienrath Anton Wolff, blieb alleiniger Inhaber der Firma bis heute. Die Firma H. u. W. soll schon 1873 bei dem damaligen „großen Krach“ ihr ganzes Vermögen verloren haben. Das hohe Ansehen der Firma und das unbegrenzte Vertrauen zu ihrer Kreditwürdigkeit blieben damals aber unerschüttert. Diesem Ansehen hatte es der Commerzienrath Anton Wolff auch zu verdanken, daß er noch vor einigen Jahren in das Kommissariat der Berliner Fondsbörse gewählt wurde. Außerdem kleidete er auch andre Ehrenstellen. Jetzt wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er einen zu großen persönlichen Aufwand gemacht habe und einen solchen auch seinen Familienmitgliedern gestattet. Bei den großen Gewinnen, die seine Firma hatte, wäre es ihm möglich gewesen, auch ohne eigenes Vermögen die Geschäfte fortzuführen und allmählich das Verlorene zu ersetzen. So aber bestritt — wir berichten hier nach dem „N. Journ.“ — der Firmeninhaber seinen Aufwand von den ihm anvertrauten Geldern. Zu diesen gehören u. A. die Guthaben der Pagenhofer Brauerei, deren Vorsteher und Bankier er war, in Höhe von 170,000 M. und der Weißbierbrauerei Landré im Betrage von 850,000 M. Die Zahl der Privatkapitalisten, die betheilt sind, ist eine sehr große, und es handelt sich hier um sehr bedeutende Summen. Die Passiven werden auf acht Millionen Mark geschätzt, denen höchstens 3 1/2 Millionen Activa gegenüberstehen sollen. Von diesen ungeheuren Verlusten soll, wie auch die Börsenblätter melden, am meisten das Privatpublikum betroffen sein; das Posener Bankhaus dagegen ist angeblich unberührt geblieben, da es eine selbständige Stellung hatte. Auch der „N. B. C.“ glaubt, daß schon in den siebziger Jahren Verlegenheiten, in denen sich das Haus befand, durch Verwendung fremder Gelder, die in Folge des guten Rufes und der weitreichenden Verbindungen der Firma sehr zahlreich eingingen, gedeckt wurden, und daß seitdem in all den Jahren die Grenzen zwischen dem eigenen Vermögen und dem, zu dessen Verwalter die Firma gemacht worden war, nicht mehr eingeklärt worden sind. — Somit läßt sich wohl nicht daran zweifeln, daß Herr Commerzienrath Wolff in schändlicher Weise das Vertrauen des Publikums gemißbraucht und fremde, ihm anvertraute Gelder in gewissenloser Weise benutzt hat, um von ihnen seine eigene und seiner Angehörigen verschwenderische Lebensweise zu bestreiten. Wir hoffen, daß, wenn sich obige Nachrichten bei der Untersuchung als begründet herausstellen sollten, den Schuldigen rücksichtslos die volle Schwere des Gesetzes treffen wird.

— Der Mordmörder Wehler hat während der Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Berlin gegen die Spandauer Polizeibeamten, welche ihn abgeholt hatten, über den Beweggrund zur That und seine

Absichten nach denselben einige Aeußerungen gemacht über welche der „Anz. f. d. S.“ berichtet. Nachdem Wehler, so erklärte er auf Befragen, wegen Eigenthumsvergehens bestraft worden, habe er keine Stellung als Commis mehr finden können. Dabei habe er aber stets das Verlangen gehabt, recht viel Geld zu besitzen, um gut leben zu können. Zwei Einbrüche, die er kurz vor dem Morde verübt, hatten ihm nur geringe Beute eingebracht. Da wäre ihm der Gedanke gekommen, sich mit einem Schläge in den Kopf großer Geldmittel zu setzen, und hierzu erschien ihm sein früherer Principal Hirschfeld das geeignete Opfer. Nach der That habe er sich dem Vergnügen voll und ganz in die Arme geworfen. Er habe sich im Inlande völlig sicher gefühlt und nicht daran gedacht, ins Ausland zu gehen. Er habe auch den Zeitpunkt vorausgesehen, wo sein Geld vollständig verausgabt wäre. Dann hätte er sich an irgend einer Stelle durch Ertränken das Leben genommen. Vorher würde er aber alle Merkmale, durch welche seine Identität hätte festgestellt werden können, beseitigt haben. Niemand sollte erfahren, wo er gendert. Um seine Spur völlig zu verwischen, hätte er den alten Anzug aus der Vorkammer stets noch bei sich geführt; er wolle denselben kurz vor seinem Selbstmorde an irgend einem Fluß niederlegen und dadurch den Glauben erwecken, daß er sich hier das Leben genommen. In Wirklichkeit würde er aber den Plan an einer anderen Stelle ausgeführt haben. Am Tage seiner Verhaftung in Leipzig wurde ihm übrigens am Morgen eine Vorbedeutung zu Theil. Er hatte mit seinem Fahrrad das Hotel „Sächsischer Hof“ verlassen und fuhr zur seiner „Braut“. (Wehler knüpfte allenthalben, wohin er kam, Verhältnisse an.) Das junge Mädchen empfing ihn in gedrückter Stimmung. Auf seine Frage, was sie denn habe, antwortete sie, sie habe einen schlimmen Traum gehabt; sie hätte ihn als Verhafteten gesehen und sagte hinzu: „Gustav, hast Du denn etwas begangen?“ Er erklärte sich jedoch mit der besten Miene für den unschuldbigsten Menschen von der Welt. Demnach wäre ihm doch bald unheimlich bei dem Mädchen geworden; er habe sich entfernt und sei ins Hotel zurückgekehrt, in der festen Absicht, Leipzig sofort zu verlassen. Daß ihn gleich bei seiner Ankunft im Gasthause das Verhängniß ereilte, ist bekannt.

— Eine „läppige“ Eisenbahn ist die sogenannte Mexican Golfs-Bahn in Mexico. Die Schienen ruhen nämlich hier auf Mahagonischwellen, während die Brücken aus weißen Marmor bestehen. Bei einer anderen Bahn in Mexico sollen die Schwellen gar aus Ebenholz bestehen und die Beschlüßer aus feberhaltigen Erzen. Nicht aus Prunk wurden so kostbare Waushoffe verwendet. Diese lagen an Ort und Stelle und es wäre der Bezug von minder kostbaren Stoffen aus der Ferne theurer gewesen.

Molke als Bräutigam. Es ist ein scharf ausgeprägter Zug des Nationalcharakters, sich nicht mit der Kenntnis der glänzenden Außenseite seiner Soldaten zu begnügen, sondern auch ihr Privatleben eingehend zu studiren. Die Frage, ob dieser Zug ein guter oder ein schlechter sei, ist unabhingemal erörtert worden, an dem Zuge selbst ändern diese Erörterungen nichts. Aber auch wer gegen die Veröffentlichungen aus dem Privatleben großer Männer sich eingenommen fühlt, denen wie doch viele der prächtigsten Bücher der deutschen Literatur zu danken haben, wird nur mit unglücklicher Freundschaft die Briefe lesen, die Molke an seine Braut und Frau geschrieben hat und die eben jetzt „Ueber Land und Meer“ zu veröffentlichen beginnt. In ihnen zeigt sich Molke von einer ganz neuen, und zwar so überaus lebenswerthen Seite, daß diese Briefe in ihrer Gesamtheit selbst seine strategischen und anderen Schriften verbunkeln und überleben werden, weil sie nicht nur ein sachliches, sondern im höchsten Grade das allgemeine menschliche Interesse wecken. Jeder sollte diese Briefe lesen, denn gerade in unserer Zeit, die so vieles von unglücklichen Ehen zu erzählen weiß, hat diese Aeußerungen des gewaltigen Mannes etwas überaus Erhebendes, das auf Jung und Alt den bedeutendsten erziehlischen Einfluß auszuüben nicht verfehlen wird. Wir geben an einer andern Stelle eine Charakteristik der Briefe und Auszüge aus diesen selbst, wie sie uns bis jetzt in dem ersten Hefte von „Ueber Land und Meer“ vorliegen, das auch sonst die wärmste Empfehlung verdient. Das rasche Bestreben, das Beste zu leisten, immer vorwärts zu schreiten, ist auf jeder Seite deselben erkennbar. Sowohl in den prachtvollen Kunstblättern aller Genres, die das künstlerisch Gute mit den Anforderungen der Familie zu vereinen wissen und nirgends auf unlaute Regungen spekuliren, wie im Text zeigt sich eine Vielseitigkeit und ein Geschick in der Auswahl, die schwerlich zu übertreffen sind. Der belletristische Teil wird besonders glanzvoll durch den neuesten Roman von Sophie Jungmanns „Zu rechter Zeit“ und Erzählung Rudolf v. Gottschalks „Das Mädchen vom Brohmer Weid“ eingeleitet; beschreibende und unterhaltende Artikel schließen sich diesen Beiträgen an.

Was diesem Hefte künstlerisch noch einen ganz besonderen Wert verleiht, ist die als Extrablatt beigegebene geradezu meisterhafte Nachbildung des Gemäldes von Anton v. Werner: „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Abel Douay bei Weihenburg“; Gütes zu leisten in der Belletristikliteratur ist eine schwere Kunst, aber es ist eine schwere in der Hochkultur guter Zeitschriften, die heutigen Tags von allen Seiten auf uns einströmt, etwas zu bieten, das aus ihr hervortritt und überall bemerkt werden muß. Die Leistung von „Ueber Land und Meer“ hat sich dieser schweren Kunst in ihrem ersten Hefte mächtig gezeigt, und daher ist erklärlich, daß das Journal seit mehr als drei Jahrzehnten ein Lieblingsblatt der deutschen Familie ist, zugleich aber auch die billigste illustrierte Zeitschrift, nicht wegen des geringen Preises an sich (pro Heft nur 50 Pfennig), sondern in Rücksicht auf die unübertreffliche Menge und Güte des Gebotenen. Das 1. Heft ist bei jedem Buchhändler zu erhalten.



Flügel von 550 Rbl.

C. M. SCHRÖDER,

Pianos von 400 Rbl.



Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb, gegründet 1818.

St. Petersburg, Newsky 52.

Hof-Lieferant Ihrer Majestäten:

des Kaisers von Russland, des Kaisers von Deutschland, des Kaisers von Oesterreich, des Königs von Dänemark, des Königs von Bayern.

Die Schröder'schen Instrumente sind die einzigen in Russland, die auf allen Weltausstellungen seit 1873 stets den ersten Preis erhielten. Sie sind daher von den internationalen Jurys nicht nur als die besten in Russland anerkannt, sondern auch auf gleiche Stufe mit den ersten deutschen u. amerikanischen Fabrikaten gestellt worden. Preislisten auf Verlangen gratis & franco.

(15-8)



„Bazar Flora“

Petrikauer-Strasse Nr. 69, neben Hotel Victoria.

Grösster Special-Bazar für Damen- und Mädchen-Confection.

Winter-Kinderkleidchen von Nr. 1.35 an.

Reichste Auswahl in Kinderkleidchen, Damentailen, Matinées, Morgenröcken und Unterröcken.

Fertige Trauercostüme,

Schulkleidchen und Schürzen, Mädchen-Paletots, (12-6)

Mädchen-Regenmäntel, stets am Lager vorrätig.

Damencostüme und Mäntel

werden auf Bestellung nach den neuesten Fagons geschmackvoll angefertigt.

Billigste aber feste Preise!

Einem geehrten Publikum die ergebene Mitteilung, daß ich am hiesigen Orte eine

Fabrik von plattirten Waaren

eröffnet habe. Alle, noch so ruinierten Gegenstände werden vollständig neu hergestellt, dauerhaft versilbert, vergolddet und vernickelt und unter Garantie geliefert.

Außer meinem eigenen Fabrikate, welches mit meiner Marke versehen ist, empfehle ich dem geehrten Publikum mein reichhaltiges Lager besser Warschauer Erzeugnisse plattirter Waaren.

30-25)

Achtungsvoll

Ludwig Henig.



Lager von

optischen und chirurgischen Artikeln, Messingen, Taschen, Linealen, Dreiecken etc.

Übernehme auch die Einrichtung electr. Sicherheits-Leitungen, sowie von Telephonen.

Lager von Bring-Maschinen auf Abzahlung, 50 Kop. per Woche.

A. DIERING, Optiker, Ecke der Petrikauer- und Zawadzka-Strasse Nr. 277, vis-à-vis Scheibler's Neubau Koller'sche Feuerwerkskörper sind am Lager.

Ohne Concurrrenz!

Grösstes Herren- und Knaben-Garderoben-Magazin!!

Der schlechten Zeiten wegen, habe ich die Preise bedeutend herabgesetzt und verkaufe ich:

Herren-Winterpaletots zu 12, 14, 16, 18 bis 25 Rbl.

Herren-Winteranzüge zu 13, 15, 17, bis 30 Rbl.

Schüler-Shinells zu 7, 8, 9, 10 bis 16 Rbl.

Schüler-Anzüge und Monturen spottbillig!

Knabenpaletots und Anzüge spottbillig!

Schlafröcke für Herren von 9 Rbl an.

Bestellungen nach Maass werden in kürzester Zeit ausgeführt.

HERMANN JULIUS SACHS,

60. Petrikauerstrasse, gegenüber vom Hause Rosstadt. 60.

(3-1)

Zu verkaufen!

Eine zweietagige

Spann-Rahm- u. Trockenmaschine

gebaut von C. A. Gruschwitz, Olbersdorf, erst circa ein Jahr im Betriebe, ist billig zu verkaufen.

3-2)

J. Stüdt, Appretur.

10-6) Dr. med. Alexander Pański, aus Warschau, Innere und Nerven-Krankheiten. Sprechstunden täglich von 8-10 Uhr Vorm. und von 4-6 Uhr Nachm. Czeglizianstr. 37, Haus Tenenbaum, vis-à-vis der Bäckerei des Herrn Streng.

Dr. V. Micewicz, Ecke der Petrikauer- und Bielona-Strasse, Haus S. Wislicki. (12-12) (Eingang von der Bielona, 2. Etage.) Ordiniert für Ohren-, Nasen- und Halsleiden. Vormittags bis 11 Uhr, Nachmittags von 3-5

Das Pelzwaaren-Lager

CARL ROTHER (VORM. RADAU) in Warschau,

wurde am 9. October d. J. von Nr. 5 nach dem Hause Nr. 1, Bielańska-Strasse, Ecke Senatorösa, vis-à-vis von H. Brun, verlegt.

Das Lager ist bedeutend vergrößert und mit einer sehr reichhaltigen Auswahl von Pelzen versehen worden. Jegliche Bestellungen werden entgegen genommen.

Preise mäßig. (6-3)

Dr. A. Poznański,

Spezialarzt für Ohren-, Hals-, Kehlkopf- und Nasenkrankheiten, ist aus Wien zurückgekehrt und wohnt jetzt Petrikauer-Strasse Nr. 70, Ecke Kröfka-Strasse (beim Grand-Hotel). Sprechstunden bis 10 Uhr Feil und von 4 1/2-6 1/2 Uhr Nachmittags. (50-10)

Dr. B. Handelsmann,

Spezialarzt für Magen- u. Darmkrankheiten. (50-12)

Sprechstunden von 7 1/2-10 Uhr Vorm. u. von 3-5 Nachm. Petrikauer-Strasse Nr. 92 (im Hause wo sich die Conditorei des Herrn Stern befindet.)

Dr. L. Przedborski, Spitalarzt,

wohnt jetzt Petrikauerstrasse Nr. 64 im Hause B. Lichtenberg, gegenüber dem Gustav Lorenz'schen Hause; und empfängt Nasen-, Nachen-, Kehlkopf- und Ohren-Leiden täglich von 3-6 Uhr Nachmittags. (20-20)

Electricität u. Massage gegen Krämpfe, Bähmung, Nervenschwäche, Rheumatismus u. s. w.

Nervenarzt (15-8)

Dr. Eliasberg, aus d. Klinik d. Prof. Mendel (Berlin), Petr.-Str. 28, Haus Petrikowski 2. Etage.

Natürliche Transkaukasische und Kaspische Weine in der Niederlage von

M. D. Okojew, Dzielnia (Bahn-) Strasse Nr. 11 in Lodz

Das neue Mode-Magazin von S. Fraenkel,

Petrikauerstrasse Nr. 250 (8) neben der Byardover Niederlage, empfiehlt dem geehrten Publikum sein reichhaltiges Lager neuester Pariser Modelle, sowie auch eine große Auswahl von in- und ausländischen Zuthaten.

Um sich bei dem geehrten Publikum einzuführen, wird in dieser Saison sämtliche Güte zum Selbstkostenpreise verkauft werden. Schrämmägen werden angenommen.

Handelslehr-Curse!

Erfolg garantiert!

Der Eintritt kann jeder Zeit erfolgen!

Gründliche Ausbildung in einfacher und doppelter Buchführung. Special-Curse:

kaufmännisches Rechnen, schriftliche Comptoirarbeiten, Wechsellehre, Calligraphie, Handelscorrespondenz in deutscher und russischer Sprache.

Den Unterricht leiten zwei erfahrene Fachlehrer.

Anmeldungen täglich und jede Auskunft von 12-2 Uhr Mittags und von 7-8 1/2 Uhr Abends bei Th. Orda, Zawadzka-Str., kleines Scheibler's Haus, II. Etage links. (13)

Ein halbes Haus

mit Garten ist sofort zu verpachten. Näheres bei Herrn Jul. Arnbi. (Buchhandlung).

Einem geehrten Publikum die ergebene Anzeige, daß ich mich in diesem Jahre nur bis Weihnachten hier gedulde aufzuhalten und ist meine Wohnung Ecke der Petrikauer- und Neukirchnerstrasse, Haus Kühmann. (3-3)

Helene Krummreich, Masseuse.

Ein Mädchen, Tochter anständiger Eltern, welches der deutschen u. polnischen Sprache mächtig und im Rechnen geübt ist, findet dauernde Stellung als Verkäuferin.

Auswärtige werden bevorzugt. Wo? sagt die Exp. d. Bl. (2)

Ein Compagnon mit 5000 Rbl. wird zu einem im Inlande noch ohne Concurrrenz bestehenden Geschäft gesucht.

Offerten unter S. K. sind an die Exped. d. Bl. erbeten. (3-2)

Ein Appretur-Meister für Wollwaaren, Inländer, ledig, welcher der russischen, polnischen und deutschen Sprache mächtig und im Besitze der besten, von in- und ausländischen Fabriken ausgestellten Utensilien ist, krankheitshalber aus dem Auslande zurückkehren mußte und einige Monate unthätig war, sucht hier oder im Kaiserreiche eine entsprechende Anstellung.

Offerten unter A. C. sind an die Exped. d. Bl. erbeten. (3-3)

Gebrachte (30-20)

Gold- und Silber-Gegenstände, wie auch Edelsteine

und sämtliche Münzen kauft und tauscht um auf neue Gegenstände gegen Zahlung der höchsten Preise das Juwelier-Geschäft von

Moritz Gutentag, Neuer Ring Nr. 3.

Pelzbezüge, Stoffe für Winterpaletots und Anzüge etc., etc. in grosser Auswahl, offeriren preiswürdig

Hurwitz & Sohn, Petrikauer-Strasse Nr. 776, Haus S. Rosenblatt. (25-5)

Einem neuen Transport Herren-Paletot, Rock- und Hosenstoffe

in Streichgarn, Raummgarn und Cheviot der Firma C. A. Moes in Choroszcz, empfing das Neber-Geschäft von

M. Lohrer, Przejazd-Strasse Nr. 14, Haus Zink und empfiehlt dieselben zu soliden Preisen. (3-2)

Ein junge Wittwe sucht eine Bekanntschaft mit einem älteren Herrn. Ehe nicht ausgeschlossen. Offerten Poste restante W a r s c h a u, Frau Heinrich. (3-3)

Lodzjer Freiwillige Feuerwehr.

Sonntag, den 8. November a. c., um 7 1/2 Uhr Morgens: Übung.

2. Zug am Requisitionshaus des 2. Zuges. Um pünktliches und zahlreiches Erscheinen ersucht.

Commando der Lodzjer Freiwilligen Feuerwehr.

Neuen Tanzkursus

eröffne ich am Montag, den 8. November cr. Privat-Clés werden angenommen und Extra-Bektionen ertheilt zu jeder Zeit. Anmeldungen täglich von 12-4 Uhr Nachmittags, Dillstr. 516.

Adolf Lipiński, Tanz- und Trnlehrer. (3-3)

Schanf-Geschäft

Meinen Freunden und Gönnern zur gefl. Kenntnissnahme, daß ich mein nach der Konstantiner Chauffer, Hans Weigelt, verlegt habe und bitte auch weiterhin um geneigten Zuspruch. Hochachtungsvoll

E. Heintze.

Harzer Kanarienvogel

sind neu eingetroffen und stehen zum Verkauf im Deutschen Hotel, Ecke der Sebniastrasse und Neuer Ring. Officine rechts, Zimmer Nr. 4. (5-4)

Sondermann.

Schwarze Seidestoffen,

glatt und gemustert, für Kleider und Pelzbezüge, Mäntelplüsch

schwarz und braun, in nur soliden Qualitäten, verkauft die Seidenfabrik

Julius List, Siegelstrasse Nr. 1390 (55.) (5-3)

Grösste Auswahl in

Meidinger-Defen, Regulir-Defen, Stuben-Defen, Fabrik-Defen, Koch-Defen, bei

J. Monitz.

Nowomiejska 232 u. Petrikauerstr. 751.

Offerire:

Sardinien

der Firmen: Teyssonneau Jeune, Emile Goyen, P. Flon Pere, Olsen u. Daniel

in 1/4, 1/2 und 3/4 Büchsen, 1-a König's

Matjes- und Holländische Saeringe, Prima

grobkörnigen Caviar u. Emmenthaler Käse, Sardellen und Capern.

ALOIS HAU, Wein-, Spirituosen- und Delikatesse-Handlung, Petrikauer-Strasse Nr. 551.

Coccos-Matten und Läufer.

Mehrere Herren finden gute Beschäftigung im Hause Petrikauerstrasse Nr. 160 neu.

Beilage zu Nr. 256 des
Podzer Tageblatt

K ü s s e .

Kleine Geschichten
von
Hermann Heiberg.

I.

Gerade am Tage vorher hat sie ihren siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Ihr ist's, als ob noch von dem lauten Gewühl, dem Klurklingeln, dem Fragen, Bücken, Schwagen und Meldeln des unruhigen Tages, von der heißen Enge, dem Gläserklingen, Stühlerücken und bis in die Nacht dauernden Wirwarre, etwas in der Wohnung zurückgeblieben sei, trotz der alten wiedergekehrten Ruhe und einsamen Stille, als ob noch etwas in den Winkeln sitze — und sich mühsam herabdrücke zum Klüstern und Raunen, als ob noch immer der Weindunst und der sterbenden Blumen zudringlich dumpfer Duft nicht gewichen sei, trotz Lüften und Stäuben, ja, es ruht auf ihrer Seele eine Schwere und eine Unruhe, ein Sehnen und Verlangen, wie sie es nur empfunden, früher, als sie noch jung war. Peise tastet die Dämmerung an die Scheiben. In den beiden, mit alten Möbeln, vielen Bildern und hübschen Kleinigkeiten dicht besetzten, teppichbedeckten Gemächern, die sie bewohnt — nach hinten hinaus befinden sich noch das Schlafgemach, die Küche und die Räume für das Fräulein und das Mädchen — wird's allmählich ganz dunkel.

Tiefer lehnt sich die alte Dame in den Sessel zurück und während ein langer, stiller Seufzer aus ihrer Brust geht, ein Seufzer der Wehmuth, daß Alles dahin, daß ihr die Tage gezählt sind, wie dem Gefangenen, der das Todesurtheil der Richter erwartet, kommen die Erinnerungen angeschlichen und vermehren noch die Unruhe in ihrer Brust.

Sie war so reizvoll, schlank und morgenschön, daß sie nie anders, als die Rose von Emden" genannt wurde. In Emden ist sie geboren.

Der Mann, der sie werdend umkreiste, Tage, Wochen und Monate, war ein junger Baumeister, und sie ist auch seine Frau geworden. Einst stiegen sie hoch hinauf in einen Kirchturm, ihre Eltern, er, Andere, sie selbst. Er reichte ihr auf den schmalen Treppen die Hand, immer hörte sie hinter sich die Stimme der Uebrigen. Aber zuletzt, bei einer Biegung, wo, wie bisher, wieder ein freier Abzug, verklang das Geräusch der Schritte unten und sie hörte, daß der junge Architekt, des Baumeisters Assistent, seinen Erklärungen gab. Während sie ober, tief aufathmend von des Emporstiegens Anstrengung, dem lauschte, ward ihr bewußt, daß sie nun allein mit ihm in dem fast dunklen Raume stand. Nur von oben drang aus einem der schmalen Mauerfenster gleichsam

urchtsam ein Lichtstrahl herab, der etwas Helle gewährte.

Und da sagte er weich und zärtlich: „Rose von Emden, ich habe Dich lieb, sehr lieb“ und küßte sie auf ihre rothen, weichen Mädchenlippen.

Und sie ihn — —

Seitdem sind — über fünfzig Jahre vergangen, und schon vor zwanzig Jahren ist er ins Grab gesenkt. Sorgenlos, begütert, blieb sie ohne Leibeshelden zurück. Der Mann war gewesen, wie eben die Männer sind, oft rauh und heftig, aber er besaß ein Herz, das verdiente, in einem goldenen Schrein aufbewahrt zu werden, und er bereitete ihr durch seine Liebe und die bewundernde Schätzung ihres Wesens so viel Glück, wie es einem Menschen, der weiß, daß nicht immer die Sonne scheinen kann, nur immer werden kann.

Auch wird sie nun, während sie gerade das denkt, ruhiger, die alte Sanftmuth und stille, gottergebene Freundigkeit zieht wieder in ihr Inneres ein, ja, etwas von Lebenswonne und Sehnsucht nach warmer Liebe erfüllt plötzlich noch einmal ihre Brust.

Das Fräulein ist fort, sie besucht Verwandte, sie kehrt noch nicht zurück, die Magd sitzt in der Kammer bei ihrer Arbeit, oder rüßtet sich in der Küche, das Abendbrot zu bereiten. So erhebt sich die alte Frau selbst, langsam und vorsichtig, entzündet eine Lampe, setzt eine Brille auf und öffnet einen hohen alten, mit Figuren kunstvoll ausgelegten Schrank, dem beim Öffnen der Duft verblichener Rosen und Lavendel entströmt.

In ihm befinden sich die Erinnerungen ihrer Jugend und unter diesen sucht sie ein Gedicht hervor, daß er ihr schrieb vor fünfzig Jahren:

„Rose von Emden! Jetzt bist Du mein!
Du kannst eines Andern nun nicht mehr sein!
Besiegelt ist durch den heimlichen Kuß,
Daß fürder wir schreiten Fuß bei Fuß,
Daß fürder Dein Herz an dem meinen schlägt,
Daß fürder nur eine Flamme sich regt;
Die lodrende Flamme, mein süßes Kind,
Die aus Funken entsachte der Liebeswind!
Sie brennt vereint, bis der Tod uns trennt,
Bis Gott die letzte Stunde und nennt!
Doch Rose von Emden bis dahin zur Stund' —
Da küß' ich die süßen Lippen Dir wund!“

Die Augen der alten Frau feuchten sich, und sie drückt mit ihren dünnen Lippen einen zitternden, langen Kuß auf das vergilbte Blatt.

Als aber nun eben die Thür vom Klur rasch geöffnet und die Gestalt des Fräuleins, eines hübschen blonden Mädchens sichtbar ward, erröthet die Greisin, als sei sie bei etwas Verbotenem, Verstecktem, Unrechtem ertappt. Sie schiebt hastig — bebend das Gedicht in die Schrankschublade und gewinnt nur mühsam ihre Fassung zurück. Dann aber lächelt sie über sich selbst und sagt in dem gewohnten, ruhigen, milden Ton:

„Schon zurück, Marie? Nun sieht Alles wohl? — Erzähle!“

Und langsam nimmt sie den Weg zum Sessel, lehnt sich zurück und läßt sich, ihr sanftes Auge erhebend, berichten, was draußen ist. —

II.

Sie suchen nun schon seit dem Mittag. Ihr süßer Junge ist verschwunden. In der ganzen Nachbarschaft ist Sebermann gefragt. Alle kennen den blondhaarigen Knaben mit dem freien Wesen und den dunklen Augen, aus denen Hergensgüte und Arglosigkeit strahlt. Alle, obgleich in der großen Stadt häufig die Miether desselben Hauses nicht einmal mehr von einander wissen: als den Namen.

So lange es hell war, hatten Mann und Frau des Verschwindens noch immer Hoffnung. Als aber endlich der Tag, unbekümmert wie immer um menschliche Vorgänge, um Freude und Hoffnung, Noth und Leid, und so auch um die schier wahnwitzige Angst dieser Bedrückten, sich zur Ruhe rüßtet, als beim Durchsuchen der anliegenden Straßen und weiteren Umgegend das Auge nur noch auf zehn Schritte Entfernung Personen und Gegenstände zu erkennen vermag, da ergreift namentlich die Frau ein Gefühl von Verzweiflung.

Was kann nicht Alles einem Kinde, einem aufgeweckten und hübschen Kinde geschehen in der großen Stadt! Und alle ausgesandten Boten melden dasselbe: daß von dem Knaben keine Spur zu finden. — Nichts — nichts! —

Nur einen Anhalt hat man. Der Barbier, der gegenüber wohnt, hat den Knaben mit anderen Jungen gleich nach Tisch spielen und dann sich nach dem nahe gelegenen Zoologischen Garten entfernen sehen. Er sei auch, so meinen die Kontrolleure, dort gewesen! Sie glauben es, sie wissen es indessen nicht bestimmt. Bei den Hunderten, die stündlich kommen und gehen, bei den vielen bekannten Gesichtern verwechseln sich Eindrücke und Erinnerungen: sie können sich auch täuschen. Jedenfalls ist er dort nicht; wiederholt haben die Geschwister des kleinen Max den Garten durchsucht.

Der Mann eilt auf die Polizei. Er theilt das Signalement mit, Alles, was er weiß. Aber die Leute in dem Bureau besitzen auch keine Augenfarbe, die befähigt, Verborgenes zu durchdringen, sie können nur versprechen, an die nahegelegenen Polizeibureaus zu telegraphiren: daß ein Kind verloren gegangen sei, ersuchen, daß man Umschau halten möge, Nachforschung, die sie sich selbst zusagen.

Inzwischen gestalten sich in der Phantasie der Frau immer schrecklichere Vorstellungen. Sie sieht ihr Kind in der Gewalt von Menschen, die es für ihre Zwecke ausnützen wollen, er ist überfahren, man hat den Knaben fortgeschafft, man weiß nicht, wohin er gehört,

weil er nicht zu sprechen vermag. Fremde sind um das Kind, Fremde, ihm wird nicht die rechte Sorgfalt und Pflege. Er stirbt — oder er ist vielleicht schon todt, etwa in den Kanal gefallen, ertrunken, oder schlechte Personen haben ihn gar ermordet! —

Und wenn die Hoffnung allmählich so fürchterliche Bilder verwischt, wenn die Gedanken sich zu dem minder Schreckhaften, Wahrscheinlicheren wenden, bleibt doch immer die Thatfache, daß er nicht da ist, daß er, ob schon jetzt die Uhr die siebente Stunde erreicht hat, noch immer auf sich warten läßt!

Und nichts thun können, was giebt's in der großen dunklen Stadt mit ihren zahllosen, vom Verkehr durchwogten Straßen, tiefen Höfen, großen Häusern, Kellern und Spelunken für Aussicht auf Erfolg, ein verlorenes Kind zu suchen.

Einmal, als immer tiefer der Abend sich neigt, als das pochende Herz vor Angst zu zerspringen droht, sinkt die Frau auf die Kniee nieder und betet: „Barmherziger Gott, gib mir meinen Knaben zurück! Leg' mir für mein künftiges Leben jede Buße auf, aber mache mich nicht so elend, mir das Kind zu rauben. Lenke die Herzen der Menschen, daß sie von bösem Vorhaben abstehe, wecke ihr Gewissen! — O guter, gnädiger Gott, hab' doch Erbarmen! — Du bist ja der Urquell der Liebe und des Mitleids —“

Sie erhebt sich wieder, sie malt sich aus, welche Wonneschauer sie durchströmen, wenn er wieder vor ihr steht mit seinem süßen, zärtlichen Blick, mit seinen treuherzigen Mienen, in seiner gesunden Schönheit, mit den weichen, zarten Wangen, die zu streicheln man förmlich fortgerissen wird.

Aber nein! Der Himmel will sie verderben! Ihr Knabe ist fort, sie sieht ihn nie wieder. Eine halbe Stunde fürchterlichster Qual tobt durch ihre Brust. Ist es möglich? Kann ein Gott so grausam sein! Was that er ihm — was hat sie selbst versehen? —

Plötzlich rafft sie sich auf. Vielleicht, vielleicht kommt er jetzt die Straße herab. — Sie greift nach Hut und Mantel. Sie hält's nicht mehr aus im Hause. Alle sind auch fort, nochmals auf die Suche. Sie steigt die Treppe hinab, öffnet die Thür, wendet sich unschlüssig zur Rechten und Linken.

Aber was ist das? Ein bekannter Ton dringt an ihr Ohr — Ihr Mann steht vor ihr und neben — ihm — ein wenig gedrückt, aber mit dem alten freundlichen Ausdruck — ihr Knabe! — O namenlose Seligkeit! Sie kniet nieder auf der Gasse, sie reißt ihn an sich, faßt seinen Kopf! drückt ihn mit stürmischer Leidenschaft und küßt die weichen Lippen, als ob ein tagelanger Durst sie dem Tod des Verschmachtens nahe gebracht.

„Mein süßer, mein einziger Junge!“ — „Ein Bekannter hat ihn gesehen und ihn mit sich genommen, daß er im Hause mit seinen Kindern spiele!“ erklärte der Mann. — Sie hört's und sie hört's nicht, aber während sie die Treppentufen emporsteigen, löst sich etwas in ihrer Brust und das verwandelt sich in einen Blick gen oben, den keine Feder beschreibt.

III.

„Kommen Sie! Ich bitte! Draußen im Garten ist's herrlich. Der Mond scheint so hell und glänzend. Wir fühlen uns im Freien ab! bald führe ich Sie wieder zurück. Wollen Sie?“

Noch einen Augenblick zögert sie, wirft von dem Wintergarten, in dem sie sich befindet, einen forschenden Blick in den lichtstrahlenden, von Tanzgästen durchwogten Saal, und folgt dann ihrem Begleiter mit fast ungestümer Eekhaftigkeit in den Garten.

Maria Duo, die einzige Tochter eines früher in Südamerika ansässigen, in Berlin lebenden reichen Mannes, hat eines jener blassen Gesichter, die man ansehen muß; der Schnitt ist slawisch, das Haar hängt fast ein wenig übergenial gescheitelt, in einem kurzen Knoten auf den marmornen Hals herab, und die tiefstehenden Augen in diesem nervös alabasternen Anblick haben etwas unruhig Leidenschaftliches.

Rittmeister von Zambofi hat eine weiche, gebräunte Gesichtsfarbe, von der der schwarze Schnurrbart um so dunkler absteht. Er gilt als ein zielbewußter Mann, sein Blick hat etwas Kühnes, seine Erscheinung ist aristokratisch.

Schon seit einem halben Jahr erzählt sich die Gesellschaft, daß sich die beiden jungen Leute verloben werden. Der Mann überlegt das auch wirklich schon seit geraumer Zeit, und sie erwartet, daß er sprechen wird. Und heute endlich reißt es ihn fort. Der Wein, die durch das Tanzen geweckten Sinne, die gehobenen, nüchternen Bedenken zurückdrängenden Vorstellungen beherrschen ihn. Er will mit ihr sprechen, will in anderer, als in der bisherigen, wenn auch werbenden, doch stets ehrerbietig zurückhaltenden Weise sich ihr nähern. In der kühlenden Sommernacht — im Dunkeln läßt sich Alles sagen, es giebt hohe Postlets, in die das Mondlicht nicht hinein dringt.

Maria Duo hat sehr viel erlebt, sie war mit den Ihrigen überall in der Welt, ihr ist nichts fremd. Sie ist hinreißend in ihrer Erscheinung, in der Konversation, aber bisweilen etwas frei in ihren Auffassungen, und hat Geschmack an Abweichungen, ob schon sie selbst nichts Tadelnswerthes that.

Nein, nichts ist geschehen, was auch nur einen Schatten auf sie wirft, und doch beherrscht den Mann ein Gefühl von Unsicherheit, das er nicht bannen konnte, das ihn abzieht, um ihre Hand anzuhalten. Aber heute erscheint ihm Alles an ihr vollendet; der Mensch ist in ihm in Aufruhr. Es muß sich endlich entscheiden!

Als sie tiefer in den Garten hinabschreiten, als sie unter die hohen Postlets gelangen, wo es nur einmal leise wispert und raunt, weil ein linder Abendwind aufkam, oder ein kleines Thier sich regte, aber sonst ein sanfter Schlafriede die Büsche, Bäume und Gesträuche Alles ringsum umsäugt und zauberisch bannet in Regungslosigkeit, da verringert er plötzlich den Abstand zwischen sich und ihr, streift Alles künstliche ab, das Künstliche in den bisher gesprochenen Worten und dem dann folgenden, bedrückenden Schweigen, legt seinen Arm rasch, fest und zärtlich um ihren schönen Leib und flüstert:

„Ich bin Ihnen gut — so gut, Maria —“

Ehrlich, voll, warm, in edler Leidenschaft kommt's aus seinem Munde. Aber als er sich zu ihr neigen will, da hat sie schon mit einem seltsam ihn berührenden Blick sich ihm genähert, drängt den Mund an seine Lippen und küßt ihn erst sanft und mädchenhaft, und dann — stürmisch — zuletzt — wild — begehrend —

Und er küßt sie wieder ebenso heiß, verzehrend, voll flammender Gluth. Aber doch nur für Sekunden, dann löst

er den Arm, löst sie selbst sanft von seine Lippen und sagt mit tiefem Ernst:

„Kommen Sie, ich bitte — lassen Sie uns zurückkehren.“

Sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Sie will aufschreien, ihn umfassen, ihn halten, aber sie wagt es nicht.

Sie fühlt, es ist vergeblich, sie hat ihr kaum gewonnen, schon wieder verloren!

An diesem Abend hat er sie nicht wieder angesehen und nicht mit ihr gesprochen; er hat sehr bald den Saal, die Gesellschaft verlassen.

Aber fast die ganze Nacht ist er ruhelos in seinem Zimmer auf und ab gegangen und gegen Morgen hat er ihr geschrieben:

„Ich fühlte, Fräulein Maria, an der Art, wie Sie meine Zärtlichkeit erwiderten, daß schon ein Anderer — daß zu Viele vor mir Ihre Lippen berühren durften. So muß ich denn wieder von Ihnen scheiden. Doch hören Sie, Maria, ich mag mich nicht an, als Richter über Ihnen zu stehen, ich werfe keinen Stein auf Sie, aber ich fühlte, daß ich Sie nicht mehr liebte —“

Leben Sie wohl! Ich werde Ihrer, — stets mich erinnernd der unvergeßlichen Stunden in Ihrem Hause, — im besten Sinn gedenken! Versuchen Sie, ich bitte, gleiche Erapfindungen zu bewahren

Ihrem Carlos von Zambofi.“

Auch eine Werkstatt.

Von
Nuscha Buzea.

Der Beruf eines Schauspielers ist ein schöner, erhabener, beneidenswerther; denn der Künstler ist im Stande, die Zuschauer in andere Sphären zu versetzen, die Zuhörer mit sich fortzureißen, sie lachen und weinen zu machen und in Illusionen zu wiegen, als wäre alles, alles das Wirklichkeit, was sie zu sehen bekommen!

Seit ich die Berechtigung in mir fühlte, „Schauspielerin“ zu sein, war ich bestrebt, die Illusion, welche ich bei dem Publikum durch meine Darstellungen hervorzurufen wußte, ihm zu erhalten. — Heute habe ich das Amt übernommen, Euch „meinen lieben Leser“ eine dieser schönen Illusionen zu gestiften — nämlich zu verrathen, daß es auch bei uns heißt: „Ohne Mühe kein Preis — ohne Kampf kein Sieg.“ kurz und gut, was wir durchzumachen haben, ehe wir mit einer Schöpfung vor Euch treten können — mit einem Wort — wie wir unsere Rollen studiren!

Hätte man mich nicht aufgefordert, Euch „meine lieben Leser“ einmal in meine Künstlerwerkstatt schauen zu lassen — wahrhaftig, ich säße heute nicht hier an meinem Schreibtische und verwischte selbst, mit eigenen Händen die schöne Aureole, welche die Kunst um jeden ihrer Sängere zieht.

Für das „Rollen-Lernen“ giebt es keine Regel; jeder Künstler lernt auf seine eigene Art und jede Art hat ihre Berechtigung, wenn das Resultat etwas Nichtiges ergiebt! Erlaubt, daß ich von mir selbst erzähle, denn ich bin mir am Bekanntesten!

Der Theaterdiener kommt in meine Wohnung, übergiebt mir zwei Bücher: eins davon ist eine Rolle (oder das ganze Stück), das andere immer dasselbe kleine Format, zu dem Zwecke dienend, meinen Namen zu unterschreiben, gleichzeitig die Quittung für die richtig empfangene Rolle.

Ich sehe mich nun sofort hin und be-
günne mit dem Durchlesen; bin ich beim
Schlusse angelangt, so pflegt bereits der ganze
Charakter vor mir zu stehen. Wer Euch
nun sagt, daß das Erkennen des Charakters
erst beim weiteren Studium kommen muß,
der soll sich die fernere Mühe ersparen und
lieber bald vom Theater abgehen, denn das
ist kein „Berufener“, geschweige denn „Aus-
erwählter“ und von dieser Sorte haben wir
leider so viele, daß es schade wäre, wollte er
die Zahl derer noch vergrößern helfen. Ich
halte individuelles Erkennen eines Charakters
sogar für die Hauptsache, die Hauptseite un-
serer Kunst: ihn eigenartig zu erfassen, unfer
eigenes „Ich“ in die Dichtung zu legen und
dann das Gesamtbild konsequent durchzu-
führen: das ist der Punkt, wo die Schau-
spiellkunst den Dichter fördert, ihn ergänzt,
wo die nachschaffende Kunst in Wahrheit zur
selbstschaffenden wird. Doch ich beginne von
dem mir gesetzten Thema, aus der Werkstatt
zu plaudern und von dem „Rollen-Lernen“
zu erzählen, abzustreifen — und will dazu
zurückkehren.

Das sogenannte „vor dem Spiegel stu-
diren“ ist ein Unsinn! Es mag ja vielleicht
einmal angewendet werden, wenn eine schwie-
rige, besonders schöne Stellung zu machen ist
und man sehen will, wie sie sich ausnimmt;
aber vor dem Spiegel eine Rolle studieren —
ist undenkbar! Ich wenigstens falle sofort aus
der Stimmung, wenn ich mein Gesicht erblicke.
Meine Zeit zum Lernen ist der Abend, obgleich
„Aurora musis amica“ ist. Am Tage werde
ich durch jedes Geräusch abgelenkt und am
Abend, der allerdings für mich bis 3—3½
Uhr Morgens dauert, ist alles still und ich
gehe stundenlang im Zimmer auf und ab,
laut lesend. Ich lerne Scene für Scene;
kommt mir ein Satz vor, der sehr traurig
ist, mich zum Weinen zwingt, so weine ich
mich erst recht tüchtig dabei aus, wiederhole
ihn und weine immer wieder, so oft ich an
die bewußte Stelle komme; das mache ich
nun so viel Mal, bis ich abgestumpfter bin
und sozusagen über der Situation stehe; denn
auf der Bühne darf man sich ja niemals
ganz von seinem Gefühle hinreißen lassen;
es geschähe häufig auf Kosten der Dichtung
und Schönheitsregeln. Bei der Aufführung
weine ich natürlich wieder wacker mit, denn
ich lebe mich ja so in meine Rolle hinein,
daß ich nicht weiß, daß ich auf der Bühne
stehe, daß mich Leute sehen; ich vergesse voll-
ständig, daß ich die „Bühne“ bin, sondern
bilde mir ein, die Person zu sein, die ich
gerade darstelle. Ich fühle den Schmerz,
welchen mir die Hartherzigkeit meines Gatten
bereitete (obgleich noch Keiner das Glück
hatte, mich heimzuführen), es benimmt mir
den Athem, wenn ich sehe, wie „mein Sohn
erschossen“ wird, ich freue mich bis ins Innerste
meines Herzens, wenn ich merke, daß „Bassanio“
das rechte „Kästchen“ wählt und jubelt
aufrecht, wenn ein „Tellheim“ gefunden
ist: kurzum, ich lebe mit, ich gehe in meiner
Kunst auf, an der ich mit jedem Blutstropfen
hänge!

Glaube ich nun durch das mehrfache
laute Wiederholen einer Scene Alles heraus-
geholt zu haben, was der Dichter wollte und
beginne ich alsdann die Worte mechanisch zu
lernen, so wird mein Vorhaben nur von kurzem
Erfolge gekrönt; denn kaum komme ich
an eine Stelle, welche mich packt, oder ergreift
— so fliegt die ganze Mechanik über Bord
und ich bin mitten im „Spielen“ wie nur
immer auf der Bühne. In diesem „Spielen“
(Recitieren) stellen sich immer kleine Wende-

rungen, besser gesagt „Variationen“ in der
Wiedergabe ein und schließlich habe ich das
Richtige getroffen!

Ich gehe in meinem Studium so gründ-
lich zu Werke, daß ich auf der Bühne kein
Wörtchen, und sei es das kleinste, unbedeu-
tendste, ausspräche, ohne Jedem, der mich
darnach fragen wollte, den Grund dafür an-
geben zu können. Wenn auch über Auffassun-
gen — Meinungsverschiedenheiten entstehen
und nicht Jodermann immer meiner Ansicht
sein wird — so werde ich doch niemals den
Beweis schuldig bleiben, wenn ich das so
und nicht anders spreche, oder betone.

Auf der ersten Probe kann ich noch kein
Wort auswendig, denn mich beschäftigen noch
zu sehr die Stellungen, welche einzunehmen
und die uns vom Regisseur, der das Stück
vorher durchstudirt haben muß, an diesem
Tage vorzugsweise angeeignet werden, und so
lesen wir alle unsere Rollen, indem wir die
dazu gehörigen Stellungen einnehmen und mit
dem begleitenden Texte auftreten und abgehen
wie bei der Vorstellung.

Auf der nächsten Probe können wir schon
mehr, bei der dritten sprechen wir beinahe aus-
wendig, bis wir bei der Erstaufführung den
„Couvreur“ nur noch zum „Nachlesen“ brauchen,
um uns im Fall der Noth das fehlende Wort
heraufzuwerfen zu lassen. — Ist nun die an mich
gestellte Aufgabe eine schwierige — so schlafe
ich schon 3—4 Tage vor der Aufführung nicht
mehr. Die ersten Tage resp. Nächte gehen
mit dem Studium hin und die letzten ver-
bringe ich in der furchtbarsten Aufregung
über das Gelingen meiner Schöpfung. Ist
mir in der Aufführung dann meine Aufgabe
geglückt (und was halte ich gerade an einem
solchen Abende aus!) dieses Gefühl in Worte
zu kleiden, bin ich nicht im Stande! Ich
meine, daß mir Flügel gewachsen seien; ich
berühre kaum den Boden, ja — so klein ich
im Uebrigen von mir denke — an einem
solchen Abende dünke ich mich höher und
mehr als andere Menschen, ich bin mit mei-
nen Gedanken gar nicht auf der Erde, ich
bin — selig!!!

Ihr, „liebe Leser“, werdet fragen: „Wes-
halb diese vorhergegangene Angst und Dual,
wenn man doch etwas kann?“ Gerade des-
halb! Wer etwas kann, kennt die Schwierig-
keiten und die Gefahr; wem es durch „heißes
Bemühen“ gelungen ist, sich im Leben eine
Stellung zu erringen, den beherrscht das
ängstliche Bestreben, sich diese zu erhalten —
und wenn es unter uns kämpfenden Künstlern
gar geblüht ist, daß er „genannt“ wird, an
diesen Künstler werden mit Recht höhere An-
forderungen gestellt als an einen Unbekannten,
und von der mühsam erklimmen Höhe will
doch keiner wieder herab! — Steil war ja
der Weg und mit viel spitzen Steinen be-
streut — aber — die Aussicht entschädigt
auch reichlich dafür! Darum meine lieben
Leser, glaubt nicht, daß dies sogenannte
„lustige Böllchen der Bühnenwelt“ so spie-
lend leicht sein Brot erwirbt; wer etwas
geworden ist, ist es erst nach schwerer Arbeit,
langem Mühen und bleibt nur was, wenn er
täglich weiter schafft und strebt. Ein Still-
stehen, ein Ausruhen etwa auf dem erlangten
Nahme kann ich mir nicht denken! Kein
Stand der Welt erfordert eine so unentwegte,
so stetige, so starke Anstrengung der geistigen
und körperlichen Kräfte, als derjenige des
Bühnenkünstlers, welcher es ernst mit seinem
hohen Berufe nimmt und ein wohlverworbene
Recht auf den herrlichen Ehrentamen eines
„Künstlers“ besitzt.

Pariser Stimmungsbilder.

„Ah, mein Herr, ein Billet vom Insti-
tut“, — der Concierge sagte es mit einem
gewissen ehrfürchtvollen Klang in der Stimme,
indem er dem Schreiber dieses das Couvert
überreichte, in welchem sich die Einladkarte
zu der stets Ende October stattfindenden großen
Jahresitzung des „Institut de France“,
also der dasselbe bildenden fünf Akademien,
befand. Feierlich wird dieselbe stets vorher
angekündigt, und feierlich ist das Gepränge,
welches sie umgibt, entsprechend der hohen
Achtung, welche hier von allen Seiten den
Wissenschaften, den schönen Künsten, haupt-
sächlich aber der Literatur, und zugleich mit
ihm dem gesammten Zeitungslesen, entgegen-
gebracht wird. Lange vor dieser Sitzung be-
reits wird das Secretariat des Instituts mit
Bitten um Einladkarten bestürmt, denn jener
beizuwohnen, gehört für viele Angehörige der
Pariser oberen Beinhundert zum guten
Ton, zu den gesellschaftlichen „primeurs“ der
Saison: man war ja so lange getrennt von
einander, man ist endlich zurück vom Lande,
von der See, vom Gebirge, man will sich
treffen und sich begrüßen, das Neueste erzäh-
len und das Neueste hören, man will sehen
und gesehen werden, beobachten und sich
beobachten lassen, und dazu bietet ja diese
Sitzung des Instituts die schönste Gelegenheit:
zudem, man kann in der Unterhaltung später
damit coquettiren, daß man „auch dabei
war“, und erhält schließlich als Gratis-
gabe noch hundert und mehr Pariser Be-
rühmtheiten.

Denn das „Institut de France“ ist
das Institut des verbrieften und eidlich erhä-
teten Berühmtseins für Paris und damit für
ganz Frankreich; es umfaßt 226 Mitglieder
aller Wissenschaften und Künste, und zu die-
sen zu gehören, ein „membre de l'Institut“
zu sein, ist das heiß ersehnte Ziel eines jeden
wissenschaftlich, literarisch oder künstlerisch
hier thätigen Menschen. Damit aber ist noch
nicht die Laufbahn des Ehrgeizes abgeschlossen,
es giebt noch einen äußersten Zielpunct, den
in die „Académie française“ aufgenommen
zu werden, die erste und vornehmste der fünf
Akademien des Instituts, deren vier andere,
die „Académie des Inscriptions et Belles-
Lettres“, die „Académie des Sciences“, die
„Académie de Beaux-Arts“ und die „Acadé-
mie des Sciences morales et politiques“
sind. Diese einzelnen Akademien halten ge-
sonderte wöchentliche oder monatliche Sibun-
gen ab, sie beschäftigen sich mit dem Studium
ihrer Specialwissenschaften, verfolgen die
hauptsächlichsten in- und ausländischen Erschei-
nungen auf den Gebieten derselben, schreiben
Preise aus und vertheilen sie, kurz, sie wachen
über den „Fortschritt des menschlichen Geistes“,
während die „Académie française“ bekannt-
lich sich besonders der Pflege der französischen
Sprache widmet, das „Dictionnaire de
l'Académie“ herausgibt und auf Grund
reichlicher Stiftungen die Tugend belohnt,
wo sie ihrer habhaft werden kann, und das
soll manchmal hier mit Schwierigkeiten ver-
knüpft sein . . .!

Einmal im Jahre nun finden sich die
hauptsächlichsten Vertreter der fünf Akademien
zusammen, um . . ., aufrichtig gesprochen,
sich einem verehrlichen Publicum in ihrer
ganzen Würde zu zeigen und, wie Spottvögel
behaupten, zu beweisen, daß sie, wenn auch
oft schon geistig todt, doch noch körperlich
leben, ferner aber, um einen Jahresbericht

zu erstatten, die Vertheilung einiger Preise zu verkünden und von je einem Mitgliede je einer der fünf Akademien eine fast immer sehr überflüssige Rede halten zu lassen. Haupt- sache ist und bleibt doch aber wohl der erstere Punkt — das sehen wir, wenn wir uns um die Mittagstunde dem Institut nähern, jenem am linken Seine-Ufer liegenden, halbkreis- förmig zurücktretenden, alterthümlichen Gebäude mit säulengestützter, kuppelgedeckter Mittel- facade, 1662 als Erziehungs-Anstalt vom Cardinal Mazarin errichtet, an derselben Stelle, wo der von blutigen Gerüchten um- spinnene Tour de Nesle gestanden, in den Margarethe von Burgund fremde junge Edel- leute gelockt haben soll, um später ihre Leichname in die Seine werfen zu lassen! Heute werfen statt ihrer schöne und elegante Pariserinnen ihre Röcke aus, gesponnen aus holdem Lächeln und vielsagenden Blicken, doppelt hold und doppelt vielsagend, da das Feld der Eroberungen nur sehr spärlich besetzt ist, denn es sind meistens Damen, die den vor der großen Freitreppe haltenden wappengezierten Equipagen entsteigen und zierlichen Schritten an den hoch zu Ross sitzenden Gardiens de la Paix, sowie den vor den Thüren und auf den Gängen mit Ge- wehr zu Fuß Posten stehenden Soldaten irgend eines Linien-Regimentes vorüberreiten, um noch einen guten Platz zu erwischen. Das scheint allerdings kaum noch möglich, und verlegen zucht der befrachtete, mit goldener Brustkette versehene und dem weißblauen Palmen-Bändchen decorirte Custos des Insti- tuts die Schultern, bis sein scharfes Auge endlich doch noch einen leeren Sessel erpäht, und er gelang Madame dort hingeleitet. Madame setzt sofort mit der einen Hand den Fächer, mit der andern die Lognette in Be- wegung, den grau-weiß gestrichelten, mit grünem Tuchboden belegten Kuppelsaal musternd, oder vielmehr dessen Inhalt, der das Parquet sowohl, wie die Logen, und selbst die Galer- rien dicht füllt, mit einer verhalten-plaudern- den, tuschelnden, medisirenden Menge haupt- sächlich jenen Kreisen angehörig, welche die- selben Salons, dieselben Bälle besuchen, welche sich freundschaftlich zuwischen und zulächeln, um sogleich darauf der Nachbarin oder dem Nachbar eine moquante Bemerkung zuzurou- nen über Die, welcher der zärtliche Gruß gegolten.

Eine, und zwar die bei Weitem kleinere, Hälfte des unteren Theiles des Saales, der verzweigt einem Theater ähnelt, ist frei geblieben; etagenförmig umschließen die Sitz- reihen die erhöhte Mitte, woselbst der grün überzogene Tisch der fünf Präsidenten steht, vor welchem, etwas tiefer, sich das Rednerpult befindet. Sehr öffnen sich langsam die brei- ten Bronzethüren, mit einem tiefen Bückling tritt der Custos zurück, und langsam treten sie herein, die „membres de l'Institut“, voran die vierzig „Unsterblichen“ in ihren mit grünen Palmen besetzten Fräcken, in der Hand den gleichfalls mit grüner Palmenborde versehenen Dreimaßler, an der Seite den Galanterie-Degen, die untersten, sichtbarsten Plätze einnehmend, so, wie es ihnen zukommt, diesen Leuchten der Wissenschaft und Literatur, während sich die anderen unbekannteren und unbestrahten Größen auf den schlechteren, ent- fernteren Plätzen sammelnd drängen können. Der Präsident, an dessen Seite der gegenwärtige Secretair des Instituts, der eisgraue Jules Simon, sitzt, verliest mit wohlklingender und deutlicher Stimme den Bericht über das

letzte Jahr, und wir können unterdessen die Inhaber der Palmenfräcke, zu denen in far- bigem Gegensatz die breiten rothen Ordens- bänder stehen, welche die Meisten von ihnen um den Hals oder über der Brust tragen, mustern. Eine Reihe interessanter Persön- lichkeiten und nicht minder interessanter Köpfe — dort sitzt Renan, wohlgenährt und kahlen Hauptes wie ein Mönch, hinter ihm taucht das kluge, glatte rasirte Gesicht Sardou's auf, da sehen wir die schwächliche Gestalt François Coppée's, neben welchem sich Dumos schwer- fällig und prozig breit macht, den Sitz F. de Lessep's verengend, dessen weisumrahmtes, bisher so blühendes Gesicht doch die Spuren der letzten „Panama“-Aufregungen erkennen läßt; Pasteur raunt lebhaft Laine eine Be- merkung zu, dessen eberne Miene sich nicht im Geringsten verzieht, wogegen Victor Cherbuliez und der Duc d'Almale sich, wenn auch verflohen, sehr zu amüsiren scheinen über ein Bonmot, das ihnen neben Pailleton zugestüßert; unbeweglich hören Léon Say und Freyinet zu, während man Weillac wie Galévy anmerkt, daß sie dem Redner absolut keine Beachtung schenken.

Ueberhaupt — all' diese großen Geister scheinen vom Banne unendlicher Langeweile umfassen zu sein und sie möchten es sicherlich gern ebenso machen, wie jener in der Ge- sitzende Palmenfrack-Träger, dessen spärlich behaartes Haupt in süßem Schlummer immer mehr und mehr herniederfällt. Das Ganze ist eine — recht ermüdende — Theatervor- stellung, weiter nichts, in welche auch die Redner, die nun hinter einander ihren je viertelstündigen Vortrag halten, keine Abwech- slung bringen; in angewöhnter Pose sitzen die „membres“ da, im Vollbewußtsein ihrer Würde, im Glanze ihres Ruhmes, unhörbar zwar, aber doch verständlich, das Wort auf den Lippen: Staunt uns an, uns Ausersehene, bewundert uns, uns Gottähnliche, beugt euch vor uns, die wir Frankreich, und damit die Welt bedeuten! — Und die lieben Zu- schauer, und weit mehr die lieben Zuschau- erinnen, besolgen dies weidlich, indem sie ge- hörig die Operngläser benutzen und sich, wenn die Sitzung zu Ende, gegenseitig einreden, daß es ungeheuer interessant und fesselnd war, während sie das Gähnen dabei kaum unterdrücken können. — Nein, wer je einer der wenigen öffentlichen Sitzungen der Aka- demie der Wissenschaften in Berlin beigewohnt, der hat doch einen anderen Eindruck erhalten; zwar stehen vor dem massigen, noch aus der Kurfürstzeit stammenden Gebäude unter den Linden keine Gärten, und wenn überhaupt Wagen vor dem hochgewölbten Portal halten, so sind es Droschken, und zwar meist zweiter Classe, auch rauschen keine seidenden Damen- schleppen über die ausgetretenen Steinstufen und es duftet nicht in dem Sitzungssaale nach Moschus und Heliotrop, dafür hat man dort aber das Gefühl, daß es eine Stätte ernster, schwerer, unermüdlich strebender Arbeit ist, und wenn man die Männer betrachtet, die da im Scheine der Gasflammen sitzen, auf- merksam gespannt den Vorträgen lauschend, einen Mommsen und Curtius, einen Helm- holtz und Du Bois-Reymond, einen Zeller und Sneyd, und wie sie Alle heißen, so weiß man, daß sie wahrlich nicht gekommen sind, um sich betrachten und beluteln zu lassen! —

Aber die liebe Eitelkeit am Seinestrand, sie ist zu ausschlaggebend und gebietend, ihr beugt sich Alles, wie sie auch bei allen Din- gen zuerst in Rücksicht gezogen, zuerst be-

rücksichtigt wird; „C'est le ton, qui fait la musique!“ Ueber jedem Kamin ein Spiegel und in jedem Kleiderschrank gleichfalls, Spie- gel an allen Wänden der Cafés und Brass- rien, Spiegel in den Läden und draußen an den Schaufenstern, jedes dritte männliche Wesen im Knopfloch ein rothes, violettes, gelbes, grünes Bändchen, das selbst nicht am Ueberzieher und, ich wette, auch nicht am Schlafrock fehlt, in den Zeitungen lange Be- richte über jede Verlobung und jede Hochzeit, jedes Diner und jeden Ball der „großen Welt“, mit genauer Aufzählung der Gäste, mit specieller Hervorhebung des Paares, welches den Cotillon eröffnet, und langen Beschrei- bungen des Menus und der Decorationen. Und mit dieser öffentlichen Eitelkeit stimmt die innere überein, die unumstößliche Gewiß- heit, daß es keine bessere Nation giebt, wie die französische, daß hier Alles groß, gut, schön, glänzend ist, während alles Andere nichts oder doch nur wenig taugt. In dieser Eitelkeit ist der Franzose am tödtlichsten und unverzeihlichsten zu verlegen, und deshalb werden nie die Wunden verharren, die der 70er Krieg am tiefsten dieser Charaktereigenschaft geschlagen. Und sollten sich nochmals die beiden Mächte messen und wiederum Frank- reich unterliegen, so wird es an neuen Ent- schuldigungen nicht fehlen, — aber das ist ja nach hiesiger Auffassung unmöglich, undenk- bar! Eins sieht fest, dieser Kampf, wenn er kommen sollte — und er wird kommen! — dürfte ein schwerer, ein harter werden, denn unermüdlich wird noch immer an der Reorganisation des französischen Heeres gearbeitet, und stets neue Versuche werden unternommen, es stärker und feldtüchtiger zu machen. Der letzte derselben ist unleg- bar einer glücklichen Idee entsprungen, denn jedes active Regiment hat ein sogenanntes régiment mixte zurtheilt bekommen, zu- sammengesetzt aus zwei Bataillonen der Territorial-Armee (Landwehr) und einem der Reserve; durch diese Vermischung des „jun- gen mit dem alten Blute“ hofft man mehr Glanz in die Reserve-Waffen zu bringen und sie enger mit den activen Truppen zu ver- binden, denn gleich diesen haben sie ihre eigen- en Fahnen und sollen bei einer Mobil- machung eine zweite Feldarmee abgeben. Einige dieser gemischten Regimenter sind zu den gegenwärtig in nächster Nähe statt- findenden großen Manövern der Garnison Paris zugezogen und darf man auf ihre Leistungsfähigkeit wie Verwendung gespannt sein.

Bunte Chronik.

— Der Fleischconsum in Paris. Nach dem Berichte der Pariser Appro- visionirungs-Commission werden alljährlich in Paris geschlachtet und verzehrt: auf dem Viehmarkt von La Bilette 180,000 Dörsen, 48,000 Kühe, 190,000 Kälber, 170,000 Schweine und 1,600,000 Lämmer und Schafe. Bismilch groß ist auch der Con- sum von Pferdefleisch. So werden auf dem Viehmarkte von Billeneuve 11,000 und auf demjenigen von Fontenay über hunderttausend Pferde geschlachtet. Letztere vornehmlich zur Fabrication von Würsten. Im Jahre 1890 wurden in Billeneuve unter Anderem auch 350 Esel geschlachtet und consumirt. Im Ganzen werden auf allen Pariser Schlachthäusern zusammen. 2,321,380 Thiere geschlachtet.